

## *Ein Traum*

Seit er erwacht war, wurde er das unguete Gefühl nicht los: Heute war irgendetwas verändert, anders als gewohnt. Aber so sehr er sich auch bemühte, er kam nicht weiter, fand keine Erklärung.

Aber er war sich ganz sicher, er irrte sich nicht, er hatte Recht mit diesem Gefühl.....

Vielleicht waren das aber auch nur die Nachwirkungen des gestrigen Abends: Wieder einmal hatte er viel zu spät, viel zu viel und viel zu fett gegessen. Kein Wunder also! Na ja, und ins Glas hatte er auch nicht gerade gespuckt, um es vorsichtig auszudrücken. Mensch, brummte ihm vielleicht der Schädel! Ja, wenn man in so netter Gesellschaft ist, schmeckt alles noch einmal so gut. Und ein Ende hatten sie erst finden können, nachdem die letzte Flasche Rotspon vernichtet war.

Der Arzt hatte zwar schon manches Mal bedenklich mit dem Kopf geschüttelt, wenn er seine Blutwerte bei der jährlichen Untersuchung zu Gesicht bekam. Aber was soll's, man gönnt sich ja sonst nichts, und wer weiß, wie lange man es noch genießen kann.

Jetzt erinnerte er sich auch wieder an diesen verrückten Traum der letzten Nacht, - kein Wunder nach dem Gelage! Nach und nach, erst in Bruchstücken, dann immer deutlicher tauchten die einzelnen Episoden seines Traumes wieder auf in sein Bewusstsein:

Er hatte geträumt, er hätte in der Nacht einen Schlaganfall erlitten. Er sah noch ganz deutlich das verstörte Gesicht seiner Frau vor sich und hörte den Notarzt beruhigend auf sie einreden. Nein, nicht beruhigend, eher

tröstend: “Denken Sie doch daran, so hat er gar nicht leiden müssen“ und was er sonst noch für Plattitüden von sich gab. Na ja, der macht eben auch nur seinen Job.

Doch der Traum ging noch weiter...

Er sah ganz deutlich, wie er von fremden Leuten gewaschen, angekleidet und in einen Sarg gelegt wurde, - so deutlich, als sei er wirklich dabei gewesen! Den nächsten Akt des Dramas, die Trauerfeier in der Kirche, konnte er nicht mehr so richtig zusammen bekommen, aber an die Orgelmusik und an die frommen Sprüche erinnerte er sich ganz klar.

Ja, und dann hörte er, wie die Erdbrocken auf den Sarg polterten, so deutlich, als hätte er selbst im Sarg gelegen. – Also, als spaßig kann man das beim besten Willen nicht mehr bezeichnen!

Wirklich ein dämlicher Traum, dachte er, aber kleine Sünden bestraft der liebe Gott sofort.

Beim nächsten Mal würde er sich bestimmt ein wenig mehr zurückhalten!

„Aber seltsam ist das schon, dass es heute Morgen überhaupt nicht hell werden will“, ging ihm durch den Kopf, und er fühlte, wie ihm das Luftholen immer schwerer fiel.

## *Die Lektüre*

Sie kennen gewiss die Problematik, über die ich nun sprechen möchte. Zumindest diejenigen unter Ihnen, die auch schon einmal versucht haben, frühmorgens in Bahn oder Bus Zeitung zu lesen. Ich meine hierbei nicht das kleine Format wie das des Deister Anzeigers oder der Neuen Deister Zeitung, das wäre ja noch einfach zu händeln. Ich denke eher an das Großformat wie bei der „Bild“-Zeitung oder der Wochenzeitschrift „Die Zeit“. Ich gebe ja zu, man kann sie wirklich nur von der Größe des Formates her vergleichen, nicht aber von der Aufmachung und schon gar nicht vom Inhalt her.

Wer das Glück hat, zu dieser Zeit einen Eckplatz zu ergattern, der kann dann ungezwungen seinem Laster fröhnen, auch wenn er hin und wieder einige giftige Blicke seiner Nachbarn verkraften muss, denen das Geknitter so früh am Morgen den Nerv raubt. Aber da muss man eben einfach durch. Viel schwieriger ist das schon im Stehen und ganz zu schweigen davon, wenn Sie in der S-Bahn nur einen der längs ausgerichteten Klappsitze im Fahrradabteil ergattern. Diese Sitze haben es in sich: Einerseits haben sich ihre Konstrukteure wohl zum Ziel gesetzt, die lieben Fahrgäste einander ein wenig näher zu bringen, in Hautkontakt oder auf Riechnähe sozusagen. Andererseits erinnern sie normal groß und breit geratene Zeitgenossen daran, dass sie doch schon längst vorhatten, eine Diät zu machen, aber eine gründliche, meine ich!

Als ich neulich am frühen Nachmittag von Bennigsen nach Springe fuhr, setzte ich mich zwar auch ins

Fahrradabteil, hatte es aber fast ganz für mich, zumindest die eine Hälfte. Mir gegenüber kauerte ein unter-setzter, kurzhaariger, junger Mann, der ganz in seine Zeitung, - die im Großformat meine ich -, vertieft war und kaum bemerkte, wie ich ihm gegenüber Platz nahm. Auch er hatte keine Platzprobleme, denn wir beide waren die einzigen Fahrgäste im Abteil. Erst guckte ich leicht irritiert und fragte mich, warum der gute Mann die Zeitung denn falsch herum hielt. Aber dann erkannte ich die kyrillischen Buchstaben: Aha, ein Landsmann aus dem Osten also.

Als wir Völksen erreicht hatten, war er wohl zum Ende seiner Lektüre gekommen und machte sich daran, die Zeitung zu ordnen und wieder in ihre ursprüngliche Form zu bringen, um sie dann in seine Tasche stecken zu können, die am Boden stand. Doch die Zeitung leistete ihm erbitterten Widerstand, sie ließ sich einfach nicht so hinfalten, wie er wollte. Immer wieder war eine Ecke des Blattes umgeknickt, musste nachdrücklich an ihre Form erinnert werden, dann wieder waren die einzelnen Seiten gegeneinander verrutscht. Das zog sich über einige Zeit hin, dieser entschlossene Kampf, der kein Aufgeben kannte, geradezu ein Kabinettstückchen, bühnenreif gekonnt. Fasziniert konnte ich kein Auge von der Szene lassen, die sich da vor mir abspielte, bis mein Gegenüber aufblickte und mich mit seinen großen, dunklen Augen erstaunt anblickte. Ich lächelte ihm ermutigend zu, er aber verzog keine Miene. Na ja, dann eben nicht. Endlich hatte er den Kampf zu einem siegreichen Ende geführt, die Zeitung verschwand, zu einem Miniformat gefaltet, in der Tasche und ein Buch von

ähnlichem Format, nur ein wenig dicker, erblickte das Tageslicht. Er schlug es auf und tief über das Buch gebeugt forschte er voller Konzentration weiter.

Springe war erreicht, ich musste leider aussteigen und den tapferen Siegfried, der den Drachen besiegt hatte, allein weiterfahren lassen.

## *Mann mit Hut*

Ja, ja, natürlich haben Sie Recht, man sollte keine Vorurteile pflegen, das ist weder tolerant noch erwachsen. Aber machen sie mal etwas gegen fünfunddreißig Jahre Fahrpraxis, da lernt man so manches kennen, was man nicht für möglich halten sollte.

Und meiner unverbindlichen Meinung nach gibt es nur noch etwas Gefährlicheres als eine Frau am Steuer, das ist ein Mann mit Hut.

Eigentlich dachte ich immer, diese vorsintflutartige Spezies der Gattung Mensch wäre schon längst ausgestorben. Die Generation meines Vaters kenne ich natürlich noch mit Hut, winters wie sommers. Ob bei dreißig Grad Hitze im Sommer der Schweiß nur so von der Stirne rann oder aber im Winter die Ohrläppchen ein wenig weiß anliefen. Aber heute, nach nahezu fünfzig Jahren, wer trägt heute noch Hut?! Selbst ältere Herren eifern ihren Enkelsöhnen nach und tragen mit Stolz diese us-amerikanischen Kopfbedeckungen, Baseballkappen oder wie man sie heute nennt. Früher sagte man wohl Mützen dazu, zu meiner Zeit, meine ich. Aber Mützen sind eigentlich etwas ganz Anderes, das sind noch Kleidungsstücke mit Charakter, die sich nach und nach unmerklich ihrem Träger anpassten, ein Teil von ihm wurden. Diese Kappen hingegen, na, schweigen wir lieben darüber.

Aber um beim Thema zu bleiben: Der Mann mit Hut. Schon sehr früh musste ich erfahren, dass diese Menschen ganz eigen gestrickt waren, überhaupt nicht mit anderen Fahrzeugführern männlichen Geschlechts zu

vergleichen waren. Der Hut signalisierte mir: Vorsicht, hier ist ein Mensch vor dir, der wie gebannt auf seine Tachonadel starrt und der die „schnellen Fünfzig“ auf keinen Fall tolerieren kann. Was heißt hier kann, er will einfach nicht! Das passte einfach nicht zu seinem Selbstverständnis als verantwortungsvoller Autofahrer. Und ein Durchhaltevermögen haben diese Leute! Das wird ganz besonders deutlich, wenn sie an der Ampel mit dem Karacho einer Schnecke losrasen oder aber todesmutig mit Tempo zehn bis zwanzig km/h die Kurve schneiden. Hinter solchen gesetzstreuem Verkehrsteilnehmern herfahren zu dürfen, ist immer wieder ein Genuss. In dieser viertel oder halben Stunde, in der man gezwungenermaßen hinter ihnen bleiben muss und sie nur um das Risiko eines Frontalzusammenstoßes überholen und ihnen entkommen kann, in dieser Ewigkeit büßt man nicht nur für alle vergangenen Todes- und lässlichen Sünden, sondern für die zukünftigen auch gleich noch mit.

Eigentlich dachte ich, wie gesagt, diese Spezies müsste doch schon längst ausgestorben sein, diese Art von Mann könnte es eigentlich nicht mehr geben. Aber ich begegne ihnen auch heute immer noch hin und wieder einmal.

Wie pflanzen die sich nur fort? Ob sie etwa geklont werden?

## *Aua, hab ich gesagt!*

Die markigen Sätze aus meiner Kinderzeit wie „Ein deutscher Junge weint nicht“ und „Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie die Windhunde“ sind heute nicht mehr ganz en vogue. Zwar wuchs ich in der Nachkriegszeit heran, in der diese Sprüche eigentlich auch schon nichts mehr zu suchen hatten, aber sie erwiesen sich halt als recht langlebig. Entscheidender ist, dass meine Eltern durch die Zeit zuvor geprägt waren und natürlich auch ihre Ansichten über die Erziehung männlichen Nachwuchses hatten. Heulen galt als schwächlich und unmännlich und wurde zumindest nicht unterstützt. Ich kann mich noch gut an jene fürsorgliche Redewendung erinnern: „Warum weinst du denn eigentlich, du hast doch gar keinen Grund. Aber warte, ich werde dir einen Grund zum Heulen geben!“ Ich muss ehrlich sagen, dadurch bin ich weder härter noch männlicher geworden, und mit den Schicksalsschlägen des Lebens konnte ich deshalb auch nicht besser fertig werden. Manchmal habe sogar ich den Verdacht, etwas mehr Verständnis und liebevolle Zuwendung hätte mir besser getan, und ich wäre meiner in entscheidenden Momenten selbst sicherer gewesen.

Auf jeden Fall habe ich das Erziehungsprinzip meiner Eltern nicht für die Erziehung meiner Kinder übernommen. Was aber nicht heißen soll, dass ich nicht andere Fehler begangen habe, die meine Kinder mir ewig vorhalten werden, - auch wenn ich nichts davon erfahren sollte.

Zumindest aber hat es meine Sinne geschärft für Begegnungen zwischen Eltern und Kindern, insbesondere solche zwischen Mutter und Sohn.

„Aua!“ lies sich da ein Dreikäsehoch vernehmen, der sich in der Fußgängerzone mit seinem Holzfahrrad auf die Nase gelegt hatte. Sie wissen schon, so ein ähnliches Gefährt wie die „Laufmaschine“, die der badische Forstmeister Carl von Drais 1817 erfand, eine Draisine also, die noch ohne Fußpedalen sondern nur mit den Füßen fortbewegt wurde, halb Laufen und halb Fahren also, - zumindest bergab.

Aber sein Schmerzscrei, der aus diesem einzigen Wort bestand, verhallte unbeachtet. Seine Mutter studierte ganz konzentriert ihren Einkaufszettel und überhörte seinen zweisilbigen Aufschrei nach Beachtung und Zuwendung. Einen Moment schwieg der Kleine verblüfft, dann folgte ein sehr bestimmtes, energisches „Aua, habe ich gesagt!“. Aber auch diese vier Worte waren seiner Mutter nur ein beiläufiges „Ja, ja“ wert, dann ging sie weiter, ohne sich um ihren tapferen, kleinen Kerl zu kümmern, der nicht einmal jammerte oder heulte. Konnte wohl nicht so ernst gewesen sein... Und ein wenig ratlos, wie mir schien, folgte der Sprössling ihr nach. So werden also auch heute noch die jungen Männer zur Härte gegen sich selbst erzogen, nicht mehr durch Fertigmachen oder zusätzlichen Ansporn mit dem Rohrstock, nein, heute geht das viel subtiler vor sich: Einfach nicht darauf eingehen, das regelt sich alles wie von selbst.

Wenn wir Männer doch endlich auch einmal die Möglichkeit bekämen, uns richtig befreiend auszuheulen und liebevoll getröstet zu werden. Ach, wäre das schön!

## *Hunger treibt's rein*

Fragt mich doch jemand heute allen Ernstes, ob es mir denn geschmeckt habe.

Im ersten Augenblick bin ich versucht, zurückzufragen: „Wollen Sie das wirklich und wahrhaftig wissen?“, aber – als höflicher Mensch nehme ich mich an die Kandare. Bis zu diesem Augenblick habe ich noch gar nicht darüber nachgedacht. Ich habe einfach zugeschlagen und, wie ich sehe, ohne Widerwillen und ohne Wiedersehen. Dann muss es mir wohl – irgendwie – geschmeckt haben, denke ich mal. „Will der das wirklich von mir wissen?“, frage ich mich. Oder hat der mich einfach nur so gefragt? Sie wissen schon: „Bla, bla, bla!“, weil man das als gut erzogener und kultivierter Mensch so macht? Will der wirklich eine ehrliche, bis ins Einzelne gehende, erschöpfende Antwort von mir haben, oder? Das treibt mich jetzt so richtig in Gewissenskonflikte: Soll ich hier vor einem wildfremden Menschen meine ungeschminkte Überzeugung preisgeben oder ziehe ich mich klugerweise und ein wenig feige auf Allgemeinplätze zurück. Sie wissen schon: Wie ein Politiker viel reden ohne wirklich etwas Bestimmtes, Konkretes zu sagen. Sein oder nicht sein, das ist hier die Frage...

Hat es mir denn nun wirklich geschmeckt? Was habe ich eigentlich gegessen? Ich komme ins Grübeln. Ach ja, es war eine Calzone, eine „gefüllte Hose“, „und schön kross gebacken!“ War sie denn so, wie ich sie gerne mag? Wieder Besinnen, Innehalten: Ja, eigentlich doch, sie war genau so geworden, wie ich sie am liebsten esse! Das ist ja auch der Grund, warum ich so

zufrieden bin. Siehst du wohl, auch das ist jetzt geklärt. Ist es nicht wunderbar, wenn man endlich, endlich weiß, *warum* man zufrieden ist? Dummes Zeug, viel wichtiger ist doch die Tatsache, *dass* man, *dass* ich es *bin*, und ich bin es tatsächlich! Ich bin fröhlich, fühle mich rundherum gut, ich habe genau das bekommen, was ich mir gewünscht habe: Der Käse war exzellent geschmolzen und hatte sich mit dem Schinken und den anderen Zutaten inniglich verbunden, der Boden war richtig schön kross und nicht verbrannt! Alles im „grünen Bereich“! Und der Sangiovese dazu, ein würziger Rotwein mit Waldbeerenduft aus der Toskana, hat mir auch gemundet. Ich bin zufrieden und habe wirklich allen Grund dazu, und der Spruch: „Der Hunger treibt’s rein!“ ist eine maßlose Untertreibung.

Also wollen wir, also will *ich* den Pizza-Bäcker loben, er hat es tatsächlich verdient!

## *Wie geht's Ihnen?*

Es ist ein ewiger Konflikt: Soll ich mein Gegenüber ernst nehmen, seine Frage respektieren und mich bemühen, sie wahrheitsgemäß und hinreichend genug zu beantworten, oder nicht?

Eigentlich gebietet es die Höflichkeit, mich über sein Interesse an meinem Wohlergehen zu freuen und nicht gleichgültig oder floskelhaft darüber hinweg zu setzen. Ein allgemeines „Es geht so!“ ist doch irgendwie ausweichend, bleibt unbestimmt und nebelhaft verschwommen.

Auch die andere Möglichkeit, mit einem eher verschmitzten „Gestern ging's noch!“ zu antworten, nimmt die mir gestellte Frage nicht ganz ernst, ist also eher als respektlos und nichtssagend einzuschätzen. Also bin ich mit meiner Unsicherheit wieder einmal allein gelassen, auf mich selbst zurückgeworfen. Oder soll ich wirklich in mich gehen, mein gefühltes und ärztlich dokumentiertes Befinden wieder auf die Bewusstseinsebene emporheben? Noch besser wäre es, den amtlichen Befund der letzten umfassenden Blutuntersuchung stets bei mir tragen und mir außerdem morgens beim Aufstehen ganz kurz Notizen zum „gefühlten“ Befinden machen, damit ich jeder Zeit ordnungsgemäß und ausführlich berichten kann. Es ist doch wirklich unhöflich, sein Gegenüber im Unklaren zu lassen oder aber ihm eine längere Wartezeit zuzumuten, weil ich erst meinen Bordcomputer befragen muss.

Manchmal kommen mir aber auch gelinde Zweifel, ob der Fragesteller das wirklich alles so genau wissen will.

Es könnte doch auch sein, dass er nur einer allgemeinen Regel für den Umgang mit Menschen folgt und fragt, um zu fragen, also eigentlich – aus Höflichkeit – nur so tut als ob. Aber ich frage Sie, ist *das* denn vielleicht höflich? Ich zerbreche mir den Schädel, wie ich die Fragen zufriedenstellend beantworten kann, und in Wirklichkeit interessiert das wieder einmal kein Aas, - nicht wirklich, sozusagen ...

Na ja, irgendwann kam ich dann mal auf den Gedanken, dieser Unsicherheit ein Ende zu machen und den Fragesteller seinerseits nach der Ernsthaftigkeit seiner Frage zu befragen, nur so, um sicher zu gehen. „Meinen Sie das wirklich so? Wollen Sie wirklich genau wissen, wie es mir geht?“ Das verdutzte Gesicht, das sich von Erstaunen über Verunsicherung zu blankem Entsetzen wandelte, war mir Antwort genug! Also wieder so einer, der sich im Grunde einen feuchten Kehricht darum kümmerte, wie es mir denn nun tatsächlich ging! Und außerdem hatte ich fast den Eindruck, ich müsste mich für die Direktheit meiner Frage bei ihm noch entschuldigen! War ich wieder einmal nur von einem Fettnapf in den nächsten geraten?

Also, ich sage Ihnen: Wenn das nicht ein ausgewachsener Konflikt ist, dann weiß ich nicht, was eigentlich ein Konflikt sein soll. Denn wenn ich nicht nachfrage und allgemein, also nichtssagend, antworte, dann kann das so erwünscht sein oder aber auch nicht. Wenn ich aber wissen will, wie der andere das wirklich meint, kann ich entsetzte oder aber beleidigte Gesichter hervorrufen, je nach dem wirklichen Interesse des Fragestellers.

Also, wie ich mich auch entscheide, auf jeden Fall kann es in die Hose gehen, kann genau anders herum gemeint sein. - Und da fragen Sie mich noch, wie's mir geht?

## *Abwärts voran!*

Brauchen Sie – rein zufällig – einen Crash-Kursus zum Thema: „Wie richte ich mein Lokal nachhaltig zugrunde?“. Hätte ja sein können, denn ich könnte Ihnen ganz und gar unverbindlich einen wahren Meister seines Fachs empfehlen.

Dazu brauchen Sie nicht extra den Umgang mit der Kettensäge oder mit dem Zwanzig-Pfund-Hammer zu erlernen. Das angestrebte Ziel kann man auch weniger schweißtreibend und dabei wirkungsvoll und vor allem nachhaltig erreichen. Aber der Weg zum Ziel ist lang, und Sie müssen sich immer wieder etwas Neues einfallen lassen, um letzten Endes siegreich zu bleiben.

Eine – zugegebenerweise – hinterfotzige Methode ist es, die Gäste zunächst immer wieder mit Ihren Kochkünsten auf einsame Gipfel des Gaumengenusses zu führen, um sie dann umso nachhaltiger ins tiefschwarze Tal der industriellen Vor- und Fertigprodukte und der Geschmackverstärker abstürzen zu lassen. Welche Enttäuschung und Empörung bei den Gelinkten! Aber keine Angst, von denen wagt sowieso kaum einer seine Wut laut herauszuschreien. Aber Sie, Sie sind wieder einen wichtigen Schritt auf Ihrem Weg zum **Endsieg** vorangeschritten!

Größere Gesellschaften, falls sie denn noch bei Ihnen stattfinden sollten, lassen sich besonders für Ihre Strategie einsetzen: Schon geringe Störungen durch leicht verzögert handelnden Service erzielen traumhafte Erfolge, unter anderem beim Nachschenken der Getränke oder beim Auftragen der Speisen. Man könnte zum

Beispiel erst einmal sämtliche Tische mit Fleisch, dann in einem zweiten Versuch alle mit Kartoffeln, dann in einem dritten Streich alle mit Gemüse und Sauce versorgen. So stellen Sie sicher, dass alle zugleich anfangen zu essen, - wenn das Essen auch inzwischen ein wenig abgekühlt ist. Aber das ist ja sowieso gesünder! Oder aber man könnte tischweise auftragen, um dann hinterher alles in einem Rutsch blitzschnell wieder abzuräumen. Wirkung kann man auch erzielen, wenn man mit dem Fleischteller aufmerksam von Tisch zu Tisch eilt, um dann - aber nur auf ausdrückliche Bitte hin - großzügig *ein* Stück nachzulegen. Das erweist sich vor allem dann als besonders wirkungsvoll, wenn vorher mit den Gastgebern etwas Anderes abgesprochen worden war...

Vermeiden Sie bitte unbedingt, Ihre Gäste zu befragen, wie es ihnen denn gemundet habe. Sie wissen doch selbst am besten, was Sie – sich – geleistet haben, und außerdem vermeiden Sie so, sich dem unvermeidlichen Gemeckere der Leute auszusetzen. Betreten Sie also die Gaststube nur nach ausdrücklicher Aufforderung, dann jedoch scheuen Sie sich bitte nicht, in Ihrer Arbeitskleidung aufzutreten. Es darf ruhig jeder sehen, dass Sie für diese Leute geschuftet und sich nicht nur die Finger schmutzig gemacht haben.

Verlieren Sie niemals Ihr Ziel aus den Augen und achten Sie auch auf Kleinigkeiten. Denken Sie stets daran, dass sich ihre Besucher bei Ihnen nicht zu wohl fühlen dürfen, sonst werden Sie sie gar nicht mehr wieder los!

Und nun noch ein ganz besonderer Tipp: Falls Sie Ihre antike Pissrinne im Männerklo noch nicht abgerissen

und durch zeitgemäße Pinkelbecken ersetzt haben, lassen Sie auch weiterhin die Hände weg davon und sparen Sie Ihr Geld. Bei allen Besuchern dieser Örtlichkeit erreichen Sie so einen bleibenden Eindruck! Hier werden alle Sinne angesprochen, und noch Tage später wird sich der animalisch-beißende Duft in der Erinnerung der Klogänger mit den bei Ihnen verlebten frohen Stunden verbinden.

Eine weitere sehr beliebte und oft erprobte Methode zur Reduzierung Ihrer Kundschaft besteht darin, dass man den lieben Gästen etwas bietet, was sie hier am allerwenigsten vorzufinden wünschen. Wer möchte denn bei einem kühlen Blondem das wiedererleben, was er zu Hause schon zur Genüge hatte und dessentwegen er hier Asyl suchte?! Breiten Sie also in aller Unschuld und mit ungebremstem Temperament ihre Ehekrise vor ihren Zuschauern aus und streiten Sie sich mit Ihrem herzerliebtesten Ehegegner, dass die Fetzen nur so fliegen! Endlich einmal haben Sie Fachpublikum für Ihr Familiendrama und müssen Ihr schauspielerisches Talent nicht mehr hinter der Schlafzimmertür verstecken. Das macht immer etwas her und beeindruckt ihre Zuschauer – wie gesagt – nachhaltig.

Wenn trotz mehrfacher Wiederholung dieses Kunstgenusses immer noch zu viele wieder bei Ihnen auftauchen, dann muss man halt zum nächsten Mittel greifen: Gehen Sie mit Selbstverständlichkeit davon aus, dass die meisten ihrer Gäste - vor allem die weiblichen – ebenso wie Sie selbst auf Blondinen-Witze und Zoten abfahren. Diese sollten Sie zum Gaudi Ihrer Gäste bei jeder sich bietenden Gelegenheit laut dröhnend zum

Besten geben: Das könnte ein Weg zum Erfolg sein! Lassen Sie sich nicht entmutigen, wenn Sie hin und wieder der Einzige sind, der den Witz kapiert hat und der infolgedessen in ein meckerndes Gelächter ausbricht: Die anderen sind entweder zu beschränkt, um den Witz zu verstehen, oder aber sie kuschen vor den Frauen in ihrer Runde. Und lassen Sie sich nicht durch einzelne finstere Blicke irritieren, glauben Sie mir, Sie sind auf dem richtigen Weg.

Eine andere, subtilere Methode auf dem Weg zum Ziel, die Anzahl Ihrer knauserigen Besucher dauerhaft zu reduzieren, besteht darin, dass Sie jedem, der es hören oder auch nicht hören will, klar und deutlich zu verstehen geben, wie sehr Sie diese tägliche Knochenarbeit und der ständige Ärger mit ewig meckernden Gästen schon seit langem anwidert. Wenn es nur nach Ihnen ginge, hätten Sie längst schon alles hingeschmissen und sich aus dem Staub gemacht!

Das klingt Ihnen alles nicht vielversprechend genug? Täuschen Sie sich nicht, man sollte die Dauerwirkung solcher Jammerei nicht unterschätzen. Es gibt immer wieder Gäste, die ein menschliches Rühren verspüren und die Ihnen Ihr schweres Los ein wenig erleichtern wollen. Diesem Lamentieren könnte man zusätzlich einen dramatischen Anstrich geben, – aber bitte nur hin und wieder, sonst verliert es an Wirkung –, indem man ein wenig ausrastet und mit Gegenständen um sich schmeißt, die gerade verfügbar sind. Aber bitte übertreiben Sie nicht und achten Sie vor allem darauf, dass die Kosten nicht überhandnehmen. Bei allem Verständnis für Ihren Frust sollte Personenschaden tunlichst

vermieden werden, da es sonst zu Schwierigkeiten mit der zuständigen Versicherung kommen könnte.

Sie sehen also, wenn man sich redlich bemüht und außerdem immer wieder Neues ausprobiert, dann schafft man es schon, sich letztendlich zu schaffen. Es braucht eben Geduld und Durchhaltevermögen, - daran sollte es Ihnen nicht mangeln!

Denn warum, - ich bitte Sie -, sollten Sie ihre „Perlen vor die Säue werfen"? Warum sollten Sie ihre schöpferische Kraft Tag für Tag damit vergeuden, göttliche Menüs zu erschaffen, die dann in Sekundenschnelle von Ignoranten vertilgt werden, die Ihren Genius überhaupt nicht zu würdigen wissen. Warum sollten Sie sich so verschwenden? Diese Menschen haben Ihre Kochkunst doch überhaupt nicht verdient!

Also, mutig voran, Sie schaffen es schon, und wenn es Probleme geben sollte: Sie wissen ja, ich kenne da einen zuverlässigen Spezialisten auf dem Gebiet, der Ihnen todsicher raten und helfen kann!

## *Der Schritt*

Der erste Herbststurm dieses Jahres hatte die Nacht über getobt. Im Wäldchen nahe dem Ort hatte er ohne Nachricht gewütet und alles Morsche und Kranke von den Bäumen gefegt. Armdicke Äste lagen zerschmettert am Boden, und der ruhig vorwärts Schreitende musste sich mühsam seinen Weg bahnen. Der altvertraute, oft beschrittene Pfad war durch umgestürzte Bäume versperrt, übermannshohe Wurzelballen waren aus der Erde gerissen worden und lagen nackt und bloß vor den Augen des Betrachters. Andere Bäume waren im Fallen aufgehalten worden und stützten sich mit letzter Kraft auf ihre Nachbarn. Jeder Windstoß war von einem Scharren und Ächzen der aneinanderreibenden Stämme und Äste begleitet.

Doch all dies konnte den tief in Gedanken Versunkenen kaum erreichen. Er hatte es sich zur Gewohnheit werden lassen, den Tag mit einem Gang durch den Wald zu beginnen. Hier kam er zur Ruhe, konnte seine Gedanken schweifen lassen, ohne eine Störung befürchten zu müssen, und staunte und freute sich jeden Tag von neuem über all das, was er auf seinem Spaziergang wahrnahm. Heute Morgen jedoch war er blind für seine Umgebung. Der Sturm der letzten Nacht hatte auch sein Innerstes aufgewühlt und ihm Erinnerungen ins Bewusstsein gewirbelt, die er schon vor langer Zeit hatte vergessen wollen und die er tief und fest in sich verschlossen gehalten hatte. Alles stand ihm wieder vor Augen wie vor Jahren, als ihn jene schlimmen Ereignisse fast zerbrochen hätten. Fast unbewusst, ohne seine Überlegungen

zu unterbrechen, umging er die Hindernisse auf seinem Weg. Der längst überwunden geglaubte Schmerz und die Verwirrung jener Tage waren wieder ganz nah, die mühsam aufrecht erhaltene Mauer des Vergessens im Sturm der Nacht eingestürzt. Er spürte in sich Verzweiflung emporsteigen - wie damals, und die Sehnsucht, all diesem ein unumkehrbares Ende zu machen, näherte sich ihm unaufhaltsam. Ob er heute wieder die Kraft haben würde, die Last der Vergangenheit mit einer gewaltigen Anstrengung in die bodenlose Schwärze des Vergessens zu schleudern? Er hatte es zu jener Zeit nicht über sich bringen können, seinem Leben ein Ende zu setzen, der Mut oder die Verzweiflung hatten nicht ausgereicht. Sein Wille zu überleben war offenbar übermächtig: Er hatte sich ans Leben geklammert und das Erinnern mit letzter Kraft zurückgedrängt. Nun sah er die Bilder wieder in sich aufsteigen, spürte erneut seine Ängste und seine Schmerzen, als sei alle Zeit wie weggerischt, als sei alles gerade eben erst geschehen. Und er fühlte in sich die Sehnsucht zurückkehren, zur Ruhe zu kommen, endlich seinen inneren Frieden zu erreichen. Würde er heute den Mut finden, um das zu vollenden, was er vor Jahren nicht geschafft hatte? Ein Krachen und Splittern rissen ihn aus seinem Grübeln. Den Aufprall des Astes vernahm er nicht mehr.

## *Licht*

Sie erwacht und blickt voller Erstaunen um sich. Die Umgebung ist ihr fremd. Wo befindet sie sich und wie ist sie überhaupt hierhergekommen?

Der Raum, in dem sie sich aufhält, ist in ein fahles, weißes Licht getaucht. Vergeblich suchen ihre Augen nach der Lampe, die den Ort erleuchtet. Das Licht scheint von den Mauern und von der Decke über ihr auszugehen. Im ersten Augenblick kommt es ihr so vor, als seien die Wände weiß gekalkt, doch mehr und mehr nimmt sie zarte Pastelltöne wahr, die diesem Bereich Ruhe und Frieden geben. Kein Ton gelangt an ihr Ohr, alle Außengeräusche scheinen ausgeblendet zu sein. Sie sucht ein Fenster, um einen Blick nach außen zu werfen, um sich zu orientieren, vergeblich. Auch eine Tür kann sie nirgendwo entdecken. Sie versucht, die Größe des Raumes zu erfassen, doch wie sie sich auch bemüht, die Begrenzungen weichen vor ihren Blicken zurück, die Konturen lösen sich mehr und mehr auf.

Doch nichts versetzt sie in Panik, zu ihrem Erstaunen bleibt sie ruhig und gelassen. Sie fühlt sich so leicht, als schwebte sie dahin. Alle Sorgen und Ängste, die ihre ständigen Begleiter waren, die Furcht vor dem Leben und vor seinen Herausforderungen, die ihr sonst zusetzte, sind verschwunden und einem inneren Frieden gewichen. Und sie bemerkt, dass sie klar und überlegt alles um sich herum wahrnimmt. Unzählige Male hatte sie vergeblich versucht, ihre Ängste mit Wein, Schnaps und Tabletten zu betäuben, um wenigstens einen kurzen Augenblick der Entspannung zu finden, doch das

Erwachen war dann umso grausamer und schmerzvoller gewesen. Doch jetzt sind ihre Sinne wach und unge-trübt, auch der schlechte Geschmack in ihrem Mund fehlt. Was ist mit ihr geschehen? Was hat ihr diese fröh-liche Gelassenheit wiedergegeben, die sie als Kind schon verloren hatte?

Ihr scheint, als ob der Raum sich weitet und weitet, alle seine Grenzen verliert und immer heller und strahlender wird. Diese Helle geht von einem warmen Licht aus, das sich zunehmend verstärkt und sie magisch anzieht. Sie macht sich auf, dem Strahlen entgegenzugehen.

## *Die kleinen Freuden*

Es war einmal ein kleiner Junge, den seine Eltern liebevoll „Bubi“ nannten und der mit großen, staunenden Augen durch die Welt ging.

Er war ja noch nicht so lange auf dieser Erde, und so entdeckte er für sich ständig Neues und freute sich an jedem neuen Tag über die vielen, kleinen Wunder, die ihm begegneten.

Die Erwachsenen, für die diese Wunderdinge inzwischen ganz alltäglich geworden waren, weil sie ja schon so lange lebten, hatten den Blick für die Schönheit und das Besondere ihrer Umgebung oft längst verloren und damit auch die Freude daran.

Der kleine Junge konnte sich nicht satt sehen an den bunten Blumen am Wegesrand, sich nicht satt riechen am süßen Duft des blühenden Rapsfeldes, sich nicht satt hören am Jubilieren der Lerche, die sich hoch in die Lüfte schwang, am Summen und Brummen der Bienen und Hummeln, die ohne Unterlass den Nektar der Blüten einsammelten. Das Wunder der Eisblumen, die im Winter in bizarren, doch ganz klar gezeichneten Kristallen auf den Fensterscheiben seines Kinderzimmers wuchsen, ließen ihn ebenso wenig unbeteiligt und gleichgültig wie das metallene buntschillernde Federkleid des toten Eichelhäfers, den er bei einem seiner Streifzüge im hohen Schilf aufstöberte. Stundenlang konnte er hoch oben in der Krone des alleinstehenden Flurbaumes hocken, lauschte dem Rauschen der Blätter, die ihn - wie eine Tarnkappe - ganz einhüllten, und wurde immer ruhiger und fröhlicher. Oder er stand am

Ufer des schmalen Flüsschens, sah den Wasserpflanzen zu, die im ruhig dahinfließenden Wasser rhythmisch wie in einem Tanze hin und her schwangen, und beobachtete voller Neugier und Freude die Wasserkäfer und Stichlinge. Und wie sich die Welt um ihn herum im Reigen der Jahreszeiten ständig verwandelte, war dies nicht eines der größten Wunder, auch wenn es sich Jahr für Jahr ähnlich wiederholte? Wie aus einem Samenkorn neues Leben sprießen konnte, aus einem Pfirsichkern erst ein zartes Pflänzchen wuchs und dann ein immer kräftigerer Baum wurde, der auch selber wieder Früchte trug, das ließ ihn aus dem Staunen nicht herauskommen. Und nach dem Wüten eines Gewittersturmes die ermatete Stille der Natur zu erleben, dann die ersten zarten Sonnenstrahlen wieder zu entdecken, all dies überwältigte ihn immer wieder von neuem.

Als der kleine Junge dann zum Mann heranwuchs, gab es so vieles, mit dem erwachsene Menschen sich Tag für Tag herumquälen müssen, Aufgaben, die zu bewältigen waren, Probleme, die er mit sich herumschleppte und irgendwann lösen musste. Er erlebte nun Zeiten, in denen sein Blick wie blind an den wunderschönen Dingen des Lebens vorbeiging, und er die Freude, die das bewusste Erleben schenken kann, nicht mehr in sich spüren konnte. Die Kraftquelle der kleinen, ganz alltäglichen Wunder und Freuden versiegte mehr und mehr und eines Tages war sie für ihn ganz verschüttet.

Doch irgendwann, als ihm dieser Verlust schmerzlich bewusst wurde, nahm er all seinen Mut zusammen, blickte vom Boden auf und sah um sich. Er erkannte voller Erleichterung und voller Glück, dass die bunte,

heitere Welt der kleinen, scheinbar selbstverständlichen Wunder noch vorhanden war. Sie war nicht zerstört, er hatte sie nur nicht mehr sehen können. Und er spürte, wie das Staunen und die Freude in ihn zurückkehrten. Und auch etwas Neues wurde ihm bewusst, nämlich eine tiefe Dankbarkeit, dass er von seiner Blindheit geheilt war, dass er wieder sehen, riechen, hören und staunen und sich freuen konnte – wie damals, als er noch ein kleiner Junge gewesen war, den man „Bubi“ nannte.

## *Totenstille*

Mitten im Satz brach sie unvermittelt ab und horchte verunsichert auf. Es war Sonntagnachmittag. Sie saßen bei einem kühlen Glas Weißwein auf dem Balkon und hatten sich angeregt unterhalten. Es war totenstill um sie herum, kein Laut drang zu ihnen vor. Das monotone Geräusch der fahrenden Autos auf der Hauptstraße wenige hundert Schritte von ihnen entfernt war verstummt. Kein menschlicher Laut, nicht einmal das Zwitschern der Vögel war zu hören.

Aufsteigende Furcht schwang in ihrer Stimme mit, als sie flüsterte: „Diese Stille kommt mir so unwirklich vor, als seien wir die letzten Menschen auf dieser Erde und wüssten es nur noch nicht!“ Sie wendete den Blick von ihm ab und schaute nach rechts und links die Straße hinab. Nichts rührte sich dort, kein Ton war zu hören außer ihrem eigenen, nun etwas hastigen Atmen.

Sie wussten, heute waren sie allein im Haus: Die jungen Leute von oben waren schon am frühen Morgen – beladen mit Sportsachen – zu einem auswärtigen Turnier gefahren, die Nachbarn unter ihnen besuchten Verwandte im nächsten Ort. Sie waren froh, die Ruhe des Hauses ganz für sich zu haben und sich ungestört unterhalten zu können, ohne ständig an Mithörer denken zu müssen – fast wie in einem eigenen Haus.

Aber diese *totale* Stille begann sie zu ängstigen. Nur um sich selber zu beruhigen, beschlossen sie, bei den Nachbarn gegenüber auf der anderen Straßenseite zu klingeln. Irgendeine Ausrede, irgendein Vorwand würde ihnen schon einfallen. Aber niemand öffnete ihnen, hier

nicht und auch nicht bei den anderen Häusern in ihrer Straße. Die Türen blieben vor ihnen verschlossen, keiner fragte sie nach ihrem Begehren, alles schien wie ausgestorben.

Sie setzten ihre Suche fort: Überall das gleiche Bild! Irgendwann fiel ihr Auge auf die schwarzen Andreaskreuze, die mit breitem Pinsel hastig auf die Haustüren gemalt worden waren. Je weiter sie sich von ihrer Wohnung entfernten, desto fremder wurde ihnen ihre Umgebung. Die asphaltierten Straßen wichen kopfsteingepflasterten Gassen und dann festgetrampelten und festgefahrenen Lehmwegen mit tiefen Spurrillen. Die Häuser schienen näher zusammen zu rücken, als wenn sie einander Beistand und Schutz geben wollten. Die vertrauten Häuser aus dem 19. und 20. Jahrhundert waren zurückgeblieben, strohgedeckte Fachwerkhäuser und die elenden, geduckten Hütten der Tagelöhner und Landarbeiter beherrschten nun den Schauplatz. Langsam kam die Dunkelheit der Nacht, eine alles einhüllende Schwärze, die nur hier und dort durch das Flackern einer Fackel unterbrochen wurde. Und dann setzte ein gleichmäßig strömender Regen ein, der von der Erde gierig aufgesogen wurde. Da, wo die Fackeln ihr unruhiges Licht verbreiteten, glitzerten die von Blättern und Zweigen herabperlenden Regentropfen geheimnisvoll auf. Bald waren die beiden bis auf die Haut durchnässt und begannen zu frösteln.

Die abendliche Stille wurde unvermittelt vom Rumpeln eines hochrädigen Karrens unterbrochen, der von einem erschöpften Klepper mühsam vorwärts gezogen wurde. Zwei Männer in langen, dunklen Gewändern mit

Kapuzen, die die Gesichter fast vollständig verdeckten, folgten dem Wagen. Teilnahmslos, wie es schien, hoben sie die kaum bekleideten Leichen, die vor den Türen der Häuser abgelegt worden waren, hoch und stapelten sie auf dem Wagen nachlässig übereinander.

Die beiden Wanderer blieben stehen und starrten fassungslos auf das Geschehen, das sich unmittelbar vor ihren Augen abspielte. Tiefes Grauen bemächtigte sich ihrer und eine maßlose Angst schnürte ihnen die Kehlen zu. Wie konnte es geschehen, dass sie von all dem Schrecklichen in ihrer Nachbarschaft nichts geahnt hatten? Weshalb war dies alles vor ihnen verborgen geblieben?

Das Gefährt mit seiner entsetzlichen Fracht kam schaukelnd immer näher, geradewegs auf sie beide zu...

## *Das Spiegelbild*

Noch halb verschlafen blickte er mit traumverklebten Augen in den Badezimmerspiegel. Nicht, dass er hoffte, er würde an diesem Morgen etwas Erfreulicheres vorfinden als gestern oder an all den anderen Morgen zuvor. Es war ein unbewusstes Verhalten, das im Laufe der Jahre zu einer – eher leidigen – Gewohnheit geworden war. Manches Mal schnitt er sich Grimassen, streckte sich voller Verdrossenheit die Zunge entgegen oder wiederholte den inzwischen reichlich abgedroschenen Spruch: „Ich kenne Dich zwar nicht, aber dennoch putze ich Dir die Zähne!“ Auch heute Morgen, nachdem er mühsam die verquollenen Augen geöffnet hatte, verzog er das Gesicht zu einer versucht humorvollen Fratze, aber – da war im Spiegel keiner, der ihn nachäffte. Der Badezimmerspiegel war an der gleichen Stelle wie immer, die Handtücher und die Duschkabine waren deutlich darin zu sehen, sich selbst aber suchte er vergebens! Erschreckt riss er die Augen ganz weit auf, urplötzlich hellwach geworden, aber nichts veränderte sich dadurch.

Er sah an sich herab, betrachtete und befühlte seinen Körper, seine Arme und Beine, ertastete sein Gesicht und spürte das Klopfen seines Herzens, das ihm bis zum Halse schlug. Zweifelsfrei war er vorhanden, war noch nicht von der Bühne des Lebens abgetreten, aber nirgendwo konnte er sein Konterfei entdecken. Was war mit ihm geschehen? Konnte es sein, dass er für andere Menschen unsichtbar geworden war, nur noch er selbst sich erblicken konnte?

In den letzten Jahren war es ihm mehr und mehr so vorgekommen, als würde man ihn nicht mehr wirklich zur Kenntnis nehmen, würde einfach über ihn hinwegsehen. Die Ehefrau, die eigenen Kinder, die Kollegen in der Firma, sie alle verhielten sich oft so, als sei er in Wirklichkeit gar nicht vorhanden, befände sich nicht im gleichen Raum mit ihnen. Auch wenn sie über ihn sprachen, nahmen sie einfach keine Notiz von seiner Anwesenheit, verhielten sich völlig ungeniert. Und in dem Maße, wie sie ihn übersahen, wie sie ihn übergingen, zog er sich immer mehr in sich selbst zurück wie eine Schnecke in ihr Schneckenhaus. Oder war es vielleicht umgekehrt gelaufen? Was war hier Ursache, was Wirkung gewesen? Er hatte das Gefühl, je weniger er für die Menschen seiner Umgebung vorhanden war, je geringer seine Bedeutung für sie wurde, desto blasser und unscheinbarer wurde er tatsächlich. Und jetzt war wohl das eingetroffen, was er insgeheim immer befürchtet und andererseits auch irgendwie herbeigesehnt hatte: Er war für seine Umgebung unsichtbar geworden, überhaupt nicht mehr zu erkennen. Sein Bild hatte sich aufgelöst – so wie in der Wahrnehmung der Menschen um ihn. Nun war es so weit gekommen, dass nicht nur die Menschen, sondern sogar der Spiegel ihn übersah, ihn nicht mehr wahrnehmen wollte oder konnte.

Das Ganze hatte auch eine nützliche Seite: Wenn ihn selbst seine engsten Familienangehörigen nicht mehr wahrnahmen, könnte er seine „Tarnkappe“ nutzen, um sie seinerseits zu beobachten und zu belauschen. So könnte er erfahren, was sie in Wirklichkeit über ihn dachten. Aber würden sie denn überhaupt noch von ihm

sprechen, wenn er ihnen so wenig bedeutete? Und würde man seine Abwesenheit überhaupt bemerken, und, wenn ja, seinen Verlust bedauern oder gar betrauern? Er zweifelte daran.

Ob *DIE* Menschen, die *IHM* noch etwas bedeuteten, seine Stimme hören könnten, wenn er versuchte, Kontakt zu ihnen aufzunehmen, oder waren sie nun endgültig für ihn verloren?

Und wie lange würde er selbst noch in der Lage sein, seinen Körper, seine Stimme, seine Gedanken und Gefühle wahrzunehmen, wann würde er auch für seine Augen immer schemenhafter werden, um dann endgültig zu verblassen? Ihn fröstelte, als er daran dachte, und war hin- und hergerissen zwischen der Furcht vor der Endgültigkeit dieses Abschieds und der Freude, endlich in Frieden gehen zu können. Er war auf dem Weg zurück in die Bedeutungslosigkeit, aus der er gekommen war. Er würde heimkehren in die beruhigende Unendlichkeit des Nichts.

## *Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne*

*(Hermann Hesse)*

Immer, wenn er an dem Haus vorbeiging, in dem sie lebte, schlug sein Herz Purzelbäume – vor Freude und vor Schmerz.

Er suchte alle möglichen Vorwände, um die Wege, die er ging oder mit dem Fahrrad fuhr, an ihrer Wohnung vorbei führen zu lassen, in der Hoffnung sie – rein zufällig – zu erblicken. Bald wurde es ihm zur Gewohnheit, alle diese Wege zu Fuß zurückzulegen, um so der Möglichkeit, sie sehen zu können, mehr Zeit zu lassen. Vielleicht trat sie ja gerade zu dieser Minute aus dem Haus oder blickte aus dem Fenster auf die Straße und, - er wagte es kaum zu hoffen -, sah zu ihm herüber.

Aber sein Sehnen wurde nur selten erfüllt, und stets war ihr Blick – eher gleichmütig – über ihn hinweggeglitten. Die Liebe, die er für sie empfand, erfüllte ihn mit grenzenloser Freude, der Schmerz rührte daher, dass seine Liebe bislang nicht erwidert wurde.

Aber er gab nicht auf. Wieder und wieder führten seine Wege ihn zu ihr, suchte er ihre Nähe, wie von einem starken Magneten angezogen. Eines Tages, das wusste er ganz sicher, würden sich ihre Blicke kreuzen, um nie mehr voneinander zu lassen, eines Tages würde die Flamme überschlagen und auch in ihr ein Feuer entfachen, das hoch auflodern und sie beide glücklich machen würde.

Wenn er sie von Ferne sah, streichelte sein liebevoller Blick sie vom Scheitel bis zur Sohle, und alles, was er so liebte, schien ihm vollkommen, hätte er gar nicht

anders haben wollen. Er sehnte sich danach, ihr nahe zu sein, den Duft ihrer Haut zu atmen, die Wärme und die sanften Rundungen ihres Körpers zu spüren, sich ihrer Zärtlichkeit und ihrer Leidenschaft auszuliefern, mit ihr zusammen in das selbstlose Vergessen einzutauchen, das die Einsamkeit des Menschen wenigstens zeitweise auflösen kann. Er träumte davon, mit ihr lange Gespräche zu führen, sein ganzes Leben, seine Gedanken, Hoffnungen und Wünsche vor ihr auszubreiten und auch sie kennen zu lernen. Er spürte, dass er diesem Menschen all das anvertrauen könnte, was er nie zuvor jemand anderem offenbart hatte. Er würde sich öffnen und verletzbar machen, ohne Furcht und ohne Vorbehalte. Er war sich sicher: Seine Liebe war stärker als seine Angst.

Die Zeit verging, und das Feuer in ihm brannte kraftvoll wie am ersten Tag, da er sie erkannte. Aber niemals brachte er den Mut auf, vor sie hinzutreten und ihr seine Liebe zu gestehen. Er wollte sie nicht bedrängen, wollte sich ihr nicht aufdrängen, vielleicht fürchtete er auch, von ihr abgewiesen zu werden, in ihr erschrecktes oder fassungsloses Gesicht zu blicken. Dann kam eine Zeit, da die kostbaren Augenblicke, in denen er sie von Ferne schauen konnte, noch seltener wurden. Und eines Tages war sie wie vom Erdboden verschluckt. Wieder und wieder trieb ihn die Sehnsucht in die Nähe ihres Hauses, doch seine Bemühungen blieben erfolglos. Endlich fasste er sich voller Verzweiflung ein Herz, drückte einen der Klingelknöpfe an der Haustür und fragte den Mann, der ihm öffnete, nach dem Verbleib der jungen Frau. Er erntete verwunderte, dann aber auch

verständnisvolle Blicke: Aus beruflichen Gründen sei jene verzogen, wohin genau, in welche Stadt, das wüsste niemand zu sagen. Der Boden unter seinen Füßen schien zu schwanken, er musste sich am Treppengeländer festhalten, denn die Beine drohten ihm wegzuknicken. Doch dann fing er sich wieder, bedankte sich und ging. Irgendwann merkte er, dass er stundenlang planlos in der Stadt umhergeirrt war, tief in Gedanken versunken. Er schaute um sich, dieser Stadtteil war ihm unbekannt, und so musste er einen Vorbeikommenden um Auskunft bitten, damit er wieder nach Hause fand.

Seine Tage verliefen nun grau und trostlos, es gab nichts mehr, worauf er sich freuen konnte, das Leben schien ihm ohne Sinn. Wenn er durch die Stadt ging, erinnerte ihn alles an die Liebe, die er verloren hatte, bevor er sie leben durfte. Er machte sich Vorwürfe, dass er so tatenlos zugewartet hatte, er, der in seinem Beruf selbstständig und selbstbewusst handeln konnte, war hier schüchtern und zurückhaltend geblieben. Und nun war sein Traum endgültig zu Ende, ehe er noch hatte beginnen können, allein durch sein Versagen.

Was sollte ihn hier noch halten? Verwandte hatte er keine mehr und Arbeit konnte er in seinem Beruf und bei seiner Qualifizierung überall finden, vor allem in Süddeutschland.

So studierte er die Stellenanzeigen der überregionalen Zeitungen, bis er etwas Geeignetes gefunden hatte. Die Bewerbung und die darauffolgenden Verhandlungen liefen wie erhofft, und eines Tages machte er sich auf den Weg nach Stuttgart. Während der Gespräche bei seinem zukünftigen Arbeitgeber hatte er sich auch

schon mit Erfolg nach einem neuen Domizil umgesehen, und so wurde es ein großer Umzug. Es sollte ein Abschied ohne Wiederkehr sein, schwor er sich.

An seinem ersten Arbeitstag verließ er gegen halb sieben Uhr sein Zuhause. Er war gerade dabei abzuschließen, als er hörte, wie sich hinter ihm die Tür zur Nachbarwohnung öffnete. Er wandte sich um, wollte seine Flurnachbarn begrüßen und sich ihnen vorzustellen und versank in zwei großen, dunkelbraunen Augen, die er unter Millionen wiedererkannt hätte.

## *Der alte König*

Viele Jahre schon hatte der König die Last der Krone getragen und sie wurde ihm von Tag zu Tag schwerer und ungeliebter. Es hatte auch andere Zeiten gegeben, in denen er aufrecht und stolz erhobenen Hauptes im Schmuck seiner Insignien wahrhaft königlich geherrscht hatte. Jung, voller Tatendrang und mit wunderbaren Ideen, die er in die Tat umsetzen wollte, war er damals gewesen, die ganze Welt hatte ihm offen gestanden! Doch beim Regieren sah er sich täglich neuen und größeren Problemen gegenüber, die er zum Wohle seiner Untertanen lösen musste, und so blieben am Ende von den hochfliegenden Träumen nicht mehr viele übrig. Die Schwierigkeiten schienen nicht abzunehmen, sondern sich zu vermehren, je älter er wurde. Vielleicht lag es aber auch daran, dass seine Kräfte nachließen und dass die Begeisterung der ersten Wochen und Monaten einer alltäglichen, ermüdenden Routine gewichen war. Damals, als er noch in Saft und Kraft stand, achtete er eifersüchtig darauf, dass nichts ohne sein Wissen geschah: Selbst über Kleinigkeiten wollte er unterrichtet werden, alles wollte er unter Kontrolle behalten und – wenn möglich – selbst erledigen. Und so fand er sich nun eines Tages unter der Last der Verantwortung und der täglichen Pflichten ächzend, allein, ohne eine helfende Hand. Alle, die ihm hätten beistehen können, hatte er auf Abstand gehalten oder in Ungnade entlassen. Selbst mit seinem Sohn, der ihm einmal hätte nachfolgen sollen und ihn jetzt eigentlich schon gut hätte entlasten können, hatte er sich entzweit. Wegen seiner

ständigen Besserwisserei hatte es einen Riesenstreit gegeben, und der Prinz war wutentbrannt davongestürzt. Beim Gehen hatte er das Tor so machtvoll ins Schloss geworfen, dass man fast fürchten musste, der Kronleuchter würde von der Hallendecke herabstürzen.

So saß der alte König nun allein in seinem Kronsaal auf dem großen Thronessel und grübelte angestrengt darüber nach, wie er aus seiner misslichen Lage wieder herauskommen könnte. Möglicherweise hatte er vielleicht auch einen Fehler gemacht, aber wenn überhaupt, dann natürlich nur einen klitzekleinen. Die Menschen reagierten ja so mimosenhaft: Nicht einmal richtig laut und grob durfte man mehr werden, sofort waren sie eingeschneht und verließen ihn - einfach so und ohne seine Erlaubnis. Da mochte er schimpfen, wie er nur wollte, keiner hörte auf ihn. Am liebsten würde er alles hinschmeißen und auch gehen, in den wohlverdienten Ruhestand zum Beispiel, aber ein König durfte so etwas ja leider nicht tun. „Warum eigentlich nicht?“, überlegte er. „Warum muss ich hier schufteln, bis ich eines Tages tot umfalle? Wozu habe ich denn einen Sohn? Soll der das doch übernehmen!“ Aber genau das war das Problem: Kein Mensch wusste angeblich, wo der Junior abgeblieben war, seit er damals lautstark und überhastet das elterliche Schloss verlassen hatte.

Von Tag zu Tag wurde er müder und lustloser, seine Kräfte ließen rasch nach, die Freude am Regieren war ihm abhandengekommen. Und eines Tages weigerte er sich ganz einfach, sein Bett zu verlassen und aufzustehen. „Ach, lasst mich in Ruhe, ich habe keine Lust mehr! Regiert Euch doch selber, wenn ihr's besser

könnt!“, sagte er, drehte sich ohne ein weiteres Wort mit dem Gesicht zur Wand, und bald schon hörte man ihn durchdringend schnarchen. Da war die Ratlosigkeit groß unter den Höflingen: Er hatte doch immer darauf bestanden, alles allein zu machen. Nun wusste keiner mehr so recht, wie das denn ging mit dem Regieren, und im Handumdrehen entstand ein furchtbares Durcheinander im Lande.

Was war nun zu tun? Sollte man die mürrischen Worte des alten Königs ernstnehmen und versuchen, sich selbst zu regieren, auch wenn es im Augenblick noch so aussah, als würden sie es nie lernen? Regieren, also Macht ausüben, ist ja ganz schön, aber diese Verantwortung! Wie konnte man da noch ruhig schlafen? Und was man nicht alles dabei beachten musste, damit es glatt ging! Aber glatt ging es doch nur selten! Und dann musste man von neuem überlegen, wie man aus dem Schlamassel wieder herauskam. Es war eine nie endende Fronarbeit, die Erfolgserlebnisse waren dünn gesät, und der Ärger wucherte umso mehr.

Ihnen kam die alte Geschichte des Korintherkönigs Sisyphus in den Sinn, den der Göttervater Zeus dazu verurteilt hatte, einen mächtigen Marmorstein einen Hügel hinaufzuwälzen. Jedes Mal, wenn er sich am Ziel glaubte, entglitt der tückische Felsblock seinen Händen und stürzte in die Tiefe. Wieder und wieder, Jahrhundert um Jahrhundert, musste Sisyphus den Stein die Anhöhe hinaufwälzen, doch niemals sollte es ihm gelingen, seine Aufgabe zu erfüllen.

Sollten sie sich wirklich so etwas Ähnliches aufladen? Keine ruhige Minute würden sie mehr haben. An ein

Privatleben wäre nicht mehr zu denken! Die Mächtigen des Reiches schüttelten entsetzt die Köpfe: Wozu hatten sie denn einen König? Sie hatten ihn doch auf den Thron gesetzt, damit sie sich nicht mit dem Regieren herump-lagen mussten. Aber sie sahen es ein: Der Alte wollte und konnte nicht mehr. Man mochte ihn rütteln, wie man wollte, er schnarchte einfach immer weiter und war nicht wach zu bekommen.

Also blieb ihnen wohl nichts anderes übrig, als sich auf die Suche nach dem Thronfolger zu machen, auch wenn der ein ähnlich hitziges Temperament wie sein Vater zu haben schien. Und sie würden dann wieder mehr Verantwortung übernehmen müssen, das hatte der Prinz schon unmissverständlich angekündigt. Aber besser das, als das ganze Reich am Hals zu haben, das bliebe ihnen doch Gott-sei-Dank erspart, dachten sie. Natürlich weiß man vorher nie genau, wie so etwas ausgeht, das erfährt man immer erst am Schluss der Geschichte. Aber selbst König werden? Um Himmels Willen, nein und nochmals nein!

## *Die Frau des Gärtners*

Sie war eine sehr lebhaft, eher kleine und zierliche Frau, die man allgemein als hübsch bezeichnete, und sie konnte, wenn sie *WOLLTE*, sehr liebenswürdig sein.

Mit einem der vielen Flüchtlingstrecks war sie bei Kriegsende aus dem Osten Deutschlands in das Dorf nahe Braunschweig verschlagen und im Hause des Gärtners zwangseinquartiert worden. Millionen von Ausgebombten und Vertriebenen mussten erst einmal notdürftig untergebracht werden. Sie kam nicht allein, ihre Schwägerin mit ihren beiden Kindern begleitete sie. Beide Frauen kamen ohne ihre Männer: Der eine war schwerverletzt in einem Lazarett irgendwo in Russland verstorben, der Vater der beiden Mädchen wurde noch vermisst. Erst Anfang der fünfziger Jahre kehrte er aus der Kriegsgefangenschaft zu seiner Familie zurück.

Der Gärtner lebte allein und war auch nie verheiratet gewesen, denn er war von Natur aus ein stiller, eher schüchtern Mensch, der in seinem Beruf aufging und mit seiner Arbeit glücklich und zufrieden war. Den Kindern des Dorfes steckte er immer wieder einen Apfel oder eine Mohrrübe oder ähnliches zu. In einer Zeit, in der viele Menschen Hunger litten, war er eher eine liebenswerte Ausnahme. Auch mit den beiden Mädchen der bei ihm einquartierten Familie verstand er sich von Anfang an gut. Er wäre bestimmt auch ein liebevoller Vater geworden, wenn er irgendwann einmal den Mut aufgebracht hätte, eine Frau zu fragen, ob sie ihn heiraten wollte. Aber so lebte er mit über vierzig Jahren immer noch allein.

Das sollte aber nicht so bleiben, schwor sich die zierliche Witwe und zeigte sich ihm von ihrer liebenswürdigsten Seite. Ständig turtelte sie um ihn herum und überschüttete ihn mit kleinen Aufmerksamkeiten. Und eines Tages hatte sie ihn endlich so weit, dass er sich ein Leben ohne sie nicht mehr vorstellen konnte: Er bat sie, seine Frau zu werden. Das musste man sie nicht zweimal fragen, darauf hatte sie ja hingearbeitet. Und kaum hatte sie die Heiratspapiere unterschrieben und den goldenen Ring am Finger, da übernahm sie die Herrschaft in der Gärtnerei. In einem hatte sie ja recht: Ein guter Geschäftsmann war ihr frischangehafter Ehemann nie gewesen, dafür war er viel zu gutmütig und schüchtern. Aber ein guter Gärtner war er schon, er hatte einen grünen Daumen, wie man so sagt, und seine Beete und das Gewächshaus waren eine wahre Freude. Aber das reichte ihr nicht, sie überlegte stets, was man anders und besser machen und was man statt der unnützen Blumen anbauen konnte, um noch mehr Geld zu verdienen. Langsam änderte sich der Umgangston, die Liebenswürdigkeit verschwand aus ihrer Stimme und Nörgeln und Kommandieren waren nun angesagt. Der Gärtner fand keine ruhige Minute mehr, ständig stand sie hinter ihm und trieb ihn an, kritisierte, ja beschimpfte ihn ob seiner Bequemlichkeit und Nachlässigkeit und machte ihm das Leben immer mehr zur Hölle. Er, der früher kaum aus dem Haus gegangen und um dörfliche Feste und Saufereien stets einen großen Bogen gemacht hatte, entwickelte sich zum regelmäßigen Kneipengänger und immer häufiger konnte man beobachten, wie er schwan-kend und selig singend nach Hause wankte. Dort wurde

er stets mit Gezeter und Gekreische empfangen und durfte den Rest der Nacht im Gewächshaus verbringen. Eines Tages dann tauchte er in der Öffentlichkeit mit einem dicken Kopfverband auf: Seine liebende Gattin hatte ihn mit einer stabilen Dachlatte empfangen, dabei aber wohl die noch darin steckenden Nägel übersehen. Den Vorwürfen der Nachbarn entgegnete sie: „Er ist doch selber schuld! Wie oft habe ich ihm gesagt, er solle endlich die Nägel aus den Latten entfernen. Aber er ist ja faul wie die Sünde!“.

In den ersten Jahren nach dem Kriege gab es auf dem Dorfe weder eine Versorgung mit fließend Wasser noch ein WC im Haus. Das benötigte Wasser wurde mühselig mit der Schwengelpumpe auf dem Hof ans Tageslicht befördert, und es kostete einige Schweißtropfen, bis der Eimer gefüllt war. Im Winter musste die Pumpe dick mit Stroh umwickelt werden, damit sie nicht einfro. Statt einer komfortablen Toilette im Haus reichte auch das etwas luftigere Plumpsklo neben dem Misthaufen. Nicht weit davon entfernt befand sich in der Regel eine ausbetonierte Grube für die Exkreme von Mensch und Tier, die von Zeit zu Zeit entleert wurde. Den Inhalt verbrachte man als Dünger auf die Felder. Beim Gärtner befanden sich das „herzige“ Häuschen und die Stinkekuhle hinter dem Wohnhaus. Wenn man in den Garten ging, führte der Weg um die Vertiefung, die mit altersschwachen Holzplanken abgedeckt war, herum. Das war der Gärtnersfrau schon von Anfang an ein Dorn im Auge gewesen: Sie wollte sie endlich – wie bei den Nachbarn auch – mit Betonplatten verschlossen haben, damit man den Gestank nicht so wahrnahm und, - das

war ihr besonders wichtig -, damit sie nicht immer um das Hindernis herumgehen müsste. Aber ihr Mann kam und kam nicht in die Strümpfe, es war einfach zum Auswachsen. Wieder einmal hatte sie ihrem Ärger Luft gemacht, doch der Gärtner, der ruhig im Gewächshaus vor sich hinarbeitete, schien ihr überhaupt nicht zuzuhören. Voller Wut stürmte sie in Richtung Garten davon. Kurze Zeit später hörte er es splintern und krachen und sie rufen. Nach einem Augenblick des Überlegens machte er sich gemessenen Schrittes auf den Weg zur Grube. „Soll sie das erfrischende Bad doch ruhig noch ein wenig länger genießen!“, schmunzelte er in sich hinein. Als er dort ankam und hinabblickte, sah er, dass sie von den Gasen dort drinnen bereits ohnmächtig geworden war und unterging.

Er wartete schweigend ab, bis sie ganz im stinkenden Kot versunken war, dann atmete er befreit auf und machte sich auf den Weg, um der Polizei den tragischen Unfall zu melden.

## *Ahhh, Bratwürstchen!*

„Mathilde, hast Du unseren kleinen Liebling heute eigentlich schon zu Gesicht bekommen? Ich möchte nur wissen, wo sich mein Stromer wieder herumtreibt! Seit drei Tagen habe ich ihn nicht mehr gesehen. Ob er wieder auf Freiersfüßen unterwegs ist? Aber so lange war er doch noch nie verschwunden! Hoffentlich ist ihm nichts zugestoßen! Wenn ich sehe, wie rücksichtslos die Autofahrer heutzutage durch die Wohngebiete preschen, ohne Rücksicht auf Verluste. Als wenn sie eine Abschussprämie bekämen, schlimm ist das. Die halten doch nicht wegen eines kleinen Hundes an, es sei denn, sie befürchteten, eine Beule in ihren Wagen zu bekommen!

Ich weiß ja, wenn es nur nach Dir ginge, könnte er verschwunden bleiben! Was bist Du doch für ein herzloser Mensch, dass du unseren kleinen Strolch nicht ein bisschen vermisst! Ich gebe ja zu, dass er Deinen blitzblanken Haushalt ein wenig durcheinander bringt. Aber von einem Hund kann man doch schließlich nicht erwarten, dass er sich die Füße abtritt oder badet, bevor er Dein vor Sauberkeit funkeln des Haus aufsucht. Du bist viel zu ungeduldig, ständig schimpfst Du mit dem armen Kerl herum. Kein Wunder, dass er sich dann mal erschreckt und zuschnappt! Hat er doch nicht absichtlich getan, das war eine instinktive Reaktion! Nur weil er mal ein wenig an Deiner neuen Gardine geknabbert hat, machst Du so ein Theater! Das kann man doch alles ersetzen! Aber die Freude und die Lebendigkeit, die so ein Tier uns Menschen schenkt, ist doch durch nichts zu

bezahlen! Da kann keine Langeweile und Traurigkeit aufkommen!

Na ja, und so oft ist es schließlich auch nicht passiert, dass er sich auf deinem Teppich vergessen hat!/? Inzwischen ist er älter geworden und erledigt diese Sachen eigentlich immer nur außerhalb der eigenen vier Wände. Aber Dir kann er es ja nie recht machen: Wenn er brav sein Geschäft draußen vor der Tür erledigt, schimpfst Du ihn aus, er würde Dir sämtliche Blumenstauden zugrunde richten! Wie soll der arme Kerl denn ahnen, was er nun schon wieder falsch gemacht hat?

Ein wenig mehr Verständnis für meinen kleinen Liebling könntest Du ruhig aufbringen, das wäre doch nicht zu viel verlangt, oder?!

Aber ich will Dir nicht nur Vorwürfe machen, wahrscheinlich meinst Du es im Grunde Deines Herzens ja gut. Denn obgleich Du keine Bratwürste magst, hast Du heute wieder liebevoll an mich gedacht. Sag mal, eine so vorzüglich gewürzte und wohlschmeckende Wurst habe ich ja noch nie auf den Teller bekommen! Hast Du einen neuen Schlachter aufgetan, oder hat der vom Supermarkt ein neues Rezept ausprobiert? Schade, dass unser Caesar nicht da ist. Du weißt doch, Bratwürstchen sind sein Leib- und Magengericht, dafür lässt er sein leckerstes Schappi-Fressen unbesehen stehen.

Und nun mach endlich wieder ein freundliches Gesicht: Wenn unser Kleiner hier wäre, was glaubst Du, wie freudig er Dir „Danke!“ gebellt hätte!“.

## *Wünsche*

Vor langer Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein Tagelöhner mit seiner Frau in einer Kate am Rande des Dorfes. Eigentlich waren sie zufrieden mit ihrem Leben, obgleich sie Tag für Tag hart arbeiten mussten und es ihnen auch nach so vielen Jahren schwerer Arbeit noch nicht gelungen war, einen Hof und eigenes Land zu erwerben: Ein paar Hühner und eine Ziege waren ihr ganzer Besitz. Dennoch waren sie dankbar, da Gott sie gesund erhalten und einander zum Gefährten gegeben hatte. Sie waren sich liebevoll zugetan, nur war ihre Ehe bisher kinderlos geblieben, das war ihr einziger Kummer. Immer wieder hatten sie Gott um dies Geschenk angefleht, aber sie blieben allein. Schließlich hatten sie die Hoffnung aufgegeben, noch Eltern und Großeltern werden zu können.

Das Dorf war eher klein und bescheiden und lag abseits der belebten Straßen am Rande eines großen, dunklen Waldes. Manchmal haderten die Menschen damit, dass sie so weit von aller Welt entfernt leben mussten, andererseits hatte das auch sein Gutes. In diesen unruhigen Zeiten, in denen marodierende Söldnerhaufen im Lande umherzogen und Menschen und Tieren Unglück und Tod brachten, blieben sie unbemerkt und unbeachtet. Nur selten verirrten sich ein Bettler oder ein Krämer mit seinem Bauchladen in diese Gegend. Sie alle wussten, hier gab es nicht viel zu holen. Auch Kesselflicker, Messerschleifer und anderes fahrendes Volk ließen sich im Dorf kaum blicken. Dafür sorgten auch die Hunde, die

jeden, der hier nicht hingehörte, nachhaltig verbellten und böse anknurrten.

Eines Abends klopfte es schüchtern an die Tür der Kate, fast hätten sie das Pochen überhört. Wer würde noch so spät zu ihnen kommen? Die Hunde waren still geblieben, es konnte sich nur um einen Nachbarn handeln. Umso erstaunter waren sie, als vor ihnen eine fremde, junge Frau stand, die am Ende ihrer Kräfte zu sein schien und bat, eintreten zu dürfen. Morgen in aller Frühe würde sie sich wieder auf den Weg machen, ihnen bestimmt nicht zur Last fallen, nur für diese Nacht bat sie um Obhut in ihrem Haus. Sie wirkte total erschöpft, und man konnte nicht übersehen, dass sie kurz davor war, ein Kind zur Welt zu bringen.

Sie ließen sie eintreten, baten sie, an ihrem Tisch Platz zu nehmen, und teilten das Wenige, was sie hatten, mit ihr. Auf ihr Fragen erfuhren sie von der Armen, dass man sie überall, wo sie im Dorfe angeklopft hatte, mehr oder minder schroff abgewiesen hatte, so als würde sie den Menschen nur Unglück bringen. Diese Tür war die letzte, an die sie klopfen konnte, und diejenigen, die am ärmlichsten lebten, waren die Einzigen, die mit ihr teilen wollten. Die beiden schämten sich für ihre herzlosen Nachbarn, die einer erschöpften, schwangeren Frau ihre Hilfe verweigert hatten. Sie richteten ihr ein Lager, so warm und bequem sie es vermochten, und boten ihr an, sich noch ein paar Tage bei ihnen zu erholen, bevor sie weiterziehen würde. Aber jene war voller Unruhe, wirkte wie eine Getriebene auf sie, und als sie am nächsten Morgen wie immer in aller Frühe aufstanden, war die junge Frau schon gegangen. Sie war so still und leise

aus ihrem Leben verschwunden, wie sie gekommen war, und die Decken und das Bettzeug hatte sie ordentlich zusammengelegt in der Ecke gestapelt. Immer wieder während der nächsten Tage dachten sie an die Unbekannte, die bald schon niederkommen würde, ohne jede Hilfe, ohne einen Menschen, der ihr in ihrer schweren Stunde beistehen konnte, und sie baten Gott, die werdende Mutter nicht zu verlassen.

Einige Tage danach, als sie frühmorgens aus dem Haus traten, fanden sie ein kleines Bündel auf der Türschwelle. Es war ein neugeborenes Kind, das in ein großes, warmes Umschlagtuch eingewickelt war und sie ganz ruhig mit strahlend blauen Augen ansah. Auch als sie es aufhoben, fing es nicht an zu schreien, sondern nuckelte nur zufrieden an seinem Daumen. Sie erkannten das Tuch wieder: Die junge Frau hatte es getragen, die nächtens bei ihnen Obdach gesucht hatte. Wie verzweifelt musste die Ärmste doch gewesen sein, um ihr Kind fremden Leuten zu überlassen! Sie selber aber dankten Gott, da er ihr Gebet erhört hatte, und zogen das Kind, einen wunderschönen Knaben, als ihr eigenes auf. Die Dorfbewohner wunderten sich zwar, dass sie sich diese Last aufbürdeten, aber bald war das Ereignis vergessen. Der Kampf um das tägliche Überleben bestimmte wie immer den Alltag des Dorfes.

Der Knabe wuchs zu einem schlanken, aber kräftigen Jüngling heran. Sie hatten ihn auf den Namen Michael taufen lassen, nach dem heiligen Erzengel Michael, an dessen Namenstag er ihnen geschenkt worden war, und gaben ihm all ihre Liebe und Fürsorge. Michael hatte eine schnelle Auffassungsgabe und ein gefälliges

Aussehen. Er schien dazu geboren zu sein, andere Menschen für sich einzunehmen und zu begeistern: Obgleich seine Zieheltern doch zu den Ärmsten des Dorfes gehörten, hatte er bald eine herausragende Stellung unter der Dorfjugend und führte sie bei ihren Streifzügen und Streichen an. In dem Maße, wie er unter seinesgleichen mehr und mehr den Ton angab, veränderte sich sein Wesen, auch sein Verhalten den Eltern gegenüber. Die offene Freundlichkeit, die ihn ausgezeichnet hatte, wandelte sich mit der Zeit in Stolz und Hochmut. Zunehmend misstraute er den Menschen, seine Stimme wurde hart und bestimmend, er duldet keinen Widerspruch, wollte immer das letzte Wort haben. Seitdem er älter und kräftiger geworden war, musste er wie die anderen Kinder des Dorfes bei der Arbeit auf dem Felde und im Stall mitarbeiten und hatte sich auch immer ohne Widerspruch den Worten von Vater und Mutter gefügt. Nun gab er ständig Widerworte, und manches grobe und böse Wort von ihm betrübte sie von Herzen. Und nicht nur den Menschen gegenüber veränderte er sein Verhalten. Seine Eltern hatten ihm die Liebe zu Mensch und Tier vorgelebt: Nie hatten sie die Tiere, die mit ihnen arbeiteten, die den schweren Pflug oder den Ackerwagen zogen, gedankenlos oder mutwillig geschunden und gequält, sie waren ihnen dankbar für ihre Hilfe und kümmerten sich um sie. Er zwang den Tieren seinen Willen auf, zeigte ihnen, wer hier das Sagen hatte, und ihre Erschöpfung und Müdigkeit waren für ihn nur Widerspenstigkeit und Faulheit. Er prügelte auf sie ein, um sie anzutreiben, und es schien, als mache er die armen

Kreaturen für sein eigenes hartes und dürftiges Leben verantwortlich.

Auch die Menschen, die sich hin und wieder in ihr Dorf verirrt und um ein Stück Brot oder um Arbeit bettelten, hatten keinen Freund in ihm. Er zeigte denen, die noch weniger hatten als er und oft genug krank und elend waren, seine ganze Verachtung und oftmals jagte er die Hunde auf sie, um sie so schnell wie möglich loszuwerden.

Eines Tages kam eine schäbige Bettlerin die Dorfstraße entlang, mühsam einen Fuß vor den anderen setzend. An der Kate am Ende des Dorfes hielt sie an und klopfte. Die Alten, die allein im Haus waren, ließen sie ein, boten ihr einen Platz auf der Ofenbank an und reichten ihr einen Becher mit kühlem und erfrischendem Brunnenwasser. Als sie sich ein wenig erholt hatte und wieder sprechen konnte, erkundigte sie sich, was aus dem kleinen Bündel geworden war, das sie ihnen vor nahezu achtzehn Jahren auf die Türschwelle gelegt hatte. Sie quälte nur ein Wunsch, bevor sie für immer gehen musste: Einmal noch wollte sie ihr Kind sehen, das sie damals bei diesen herzensguten Menschen hatte zurücklassen müssen. Bevor die beiden erzählen konnten, wurde die Haustür aufgestoßen und Michael trat mit festem Schritt ins Zimmer. Als er der Bettlerin ansichtig wurde, rötete sich sein Gesicht vor Zorn und er machte den Eltern mit harten Worten Vorwürfe. Sie wollten ihn aufhalten, wollten ihm sagen, wer zu ihnen gekommen wäre, aber die Ärmste bedeutete ihnen, nicht weiterzusprechen. Sie sah ihren Sohn nur noch einmal lange und traurig Abschied nehmend an und ging.

Dieser Blick, mit dem jene ihn angeschaut hatte, ließ ihm keine Ruhe. Sie hatte ihn angesehen, als ob sie ihn kannte, als ob er ihr vertraut wäre, so liebevoll und doch auch so unsagbar traurig. Wer war sie nur gewesen? Er kannte sie nicht! Auch die Eltern waren so ganz anders mit ihr umgegangen, als gäbe es eine Verbindung zwischen ihnen. Endlich überwand er seinen Stolz und bat sie flehentlich, ihm zu sagen, warum diese Bettlerin ihnen so vertraut war! Lange zögerten sie, ihm die Wahrheit zu sagen, ihm zu eröffnen, wie herzlos er gegen seine eigene Mutter gewütet hatte, die ihn noch ein letztes Mal hatte sehen wollen. Doch dann erzählten sie ihm, wie er vor beinahe achtzehn Jahren zu ihnen gekommen war und sie ihn an Kindes statt aufgezogen hatten. Da fühlte er einen heftigen Schmerz in sich, der ihn schier zerreißen wollte. Stolz und Hochmut, die ihn gefesselt hielten, zerbrachen, und er weinte bitterlich über das, was er getan hatte. Als er sich endlich wieder beruhigt hatte, bat er die Eltern, ihm zu verzeihen und ihn zu segnen: Er wollte sich aufmachen, um seine Mutter zu suchen.

## *Die Suche*

Er starrt vor sich hin, starrt auf das weiße Blatt Papier, das vor ihm auf dem Tisch liegt. Seit Stunden schon starrt er auf die leere Fläche, die sich nicht füllen will, – ohne eine Bewegung.

Er wartet und starrt vor sich hin, hofft auf einen Gedanken, auf einen Einfall für die neue Geschichte, die er schreiben will. Doch der Stift bleibt unbenutzt liegen neben dem leeren, weißen Blatt Papier, das ihn herausfordernd, verhöhrend, spöttisch lächelnd anzublicken scheint.

Seit Stunden schon verharrt er so und wartet wie der Jäger auf dem Anstand auf das scheue Wild, das sich vor ihm verbirgt, und das er doch so gern erjagte.

Seit Stunden bewegungslos, ohne eine fruchtbare Eingebung sitzt er da, starrt vor sich hin, und langsam, kaum merkbar nähern sich dem so Ausharrenden Müdigkeit und Trauer.

Er muss es hinnehmen, irgendwann muss er hinnehmen, dass sein Warten, dass sein Starren, sein stundenlanges, beschwörendes Starren auf dieses leere, weiße Blatt Papier vergeblich waren.

Er gibt auf, für heute jedenfalls gibt er es auf zu warten und zu hoffen. Doch morgen wird er es noch einmal versuchen, vielleicht gelingt es ihm dann, das Treffen mit sich selbst.

## *Schergen*

Sie kommen nachts um halb drei. Sie kommen immer, wenn ihre Opfer noch in tiefem Schlaf liegen. Und niemals kommen sie allein, erscheinen mindestens zu zweit. Wenn man Glück hat, legen sie ein geschäftsmäßiges, unbeteiligtes Verhalten an den Tag. Sie haben einen Auftrag zu erfüllen, sonst nichts, diese Männer mit ausdruckslosem Durchschnittsgesicht, kalten Fischaugen und schmallippigem Mund. Meist sind sie uniform mit dunklem Schlapphut und langem, schwarzem Ledermantel bekleidet, sie vermeiden persönliche Unterschiede.

Nachts um halb drei stehen sie vor seinem Bett, reißen ihm brutal die Bettdecke weg und treiben ihn mit kurzen, abgehackten Kommandos und knappen Schlägen der Reitgerte von seinem Lager hoch. Irgendwie hat er damit gerechnet, dass sie eines Tages auch zu ihm kommen, aber dass das schon so bald sein würde, hat er nicht erwartet.

Noch benommen steht er im langen Nachthemd da, angelt halbblind nach seinen Hausschuhen, die vor dem Bett stehen, und will ins Nebenzimmer gehen, um sich anzuziehen. Doch unbarmherzig wird er mit Schlägen weitergetrieben: „Das reicht völlig, was du anhast. Da, wo du hinkommst, wirst du nicht mehr brauchen!“

Als sie aus dem Haus und ins Freie treten, fröstelt ihn in der kühlen, feuchten Nachtluft, obgleich ihm der Schweiß auf der Stirne steht. Er wird ins Auto gestoßen, und die beiden Männer quetschen sich links und rechts neben ihn auf den Rücksitz der Limousine. Jetzt nimmt

er verschwommen den Dritten wahr, der am Lenkrad sitzt. Ohne seine Brille ist er halbblind, sie liegt noch oben auf dem Nachttisch neben dem Bett. Einen Augenblick denkt er daran, einen der beiden zu bitten, sie ihm zu holen, doch dann nimmt er davon Abstand. Was sollte das jetzt noch?

Die Fahrt verläuft schweigend, nur das kraftvolle Dieselgeräusch des Motors dröhnt ihm in den Ohren. Voller Ekel nimmt er die Ausdünstungen der beiden an ihn gequetschten Schergen wahr: Kalter Zigarettenrauch vermischt sich mit tagealtem Schweißgeruch.

Sie haben es unterlassen, ihm die Augen zu verbinden, aber er könnte ja sowieso nichts erkennen. Dann hält der Wagen abrupt. Als er auf festem Boden steht, findet er sich auf einer Waldlichtung wieder. Einer der Männer öffnet den Kofferraum und hebt einen Spaten heraus, den er ihm in die Hand drückt. „Graben!“, mehr sagt er nicht. Die drei Männer stehen gleichgültig um ihn herum, schauen ihm schweigend zu und ziehen an ihren Zigaretten. Als er aufbegehrt, er könne ohne festes Schuhzeug nur schlecht graben, lacht einer der drei entspannt auf: „Wir haben so lange auf dich gewartet. Da kommt es auf die paar Minuten auch nicht mehr an!“

Als sie meinen, die Grube sei tief genug, befehlen sie ihm, sich hinzuknien. Er kennt das, die Situation ist ihm nicht fremd, er hat sie mehr als einmal erlebt, - wenn auch aus anderer Perspektive. Dann spürt er das kalte Metall, das ihm ins Genick gedrückt wird.

## *Die Brille*

„Würdest du mir bitte meine Brille aus dem Wohnzimmer mitbringen? Sie muss vor dir auf dem Couchtisch liegen.“

„Hier liegt keine Brille, weder auf dem Couchtisch noch woanders. Hier türmen sich nur deine Bücherstapel, vielleicht hast du sie ja darunter begraben! Mein Gott, wie viel Geld du dafür wohl schon ausgegeben hast? Ob du die jemals alle lesen wirst?“

„Darum geht es jetzt doch überhaupt nicht! Ist es denn wirklich zuviel verlangt, wenn ich dich bitte, mir meine Brille aus dem Wohnzimmer mitzubringen? Ein wenig hilfsbereiter könntest du ruhig sein! Du weißt doch, dass ich unter Zeitdruck stehe! Oder sollte ich dich etwa *schon wieder* überfordern?“

„Hör endlich auf, mir ein schlechtes Gewissen einzureden! Was kann ich denn dafür, dass du dir deine Zeit nicht richtig einteilen kannst? Warum musst du unbedingt immer in letzter Minute Dinge erledigen, die eigentlich noch hätten warten können! Aber abgesehen davon: Hier ist deine Brille nicht zu sehen! Wie soll ich denn wissen, wo du sie dieses Mal verbummelt hast?“

„Versuche doch bitte einmal, über dein geschlechtsspezifisch begrenztes Gesichtsfeld hinaus zu blicken. Sie ist ganz bestimmt im Wohnzimmer. Aber alles, was unter oder über deiner Blickhöhe ist, kannst du oder willst du einfach nicht zur Kenntnis nehmen! "

„Lenke nicht von eigenen Fehlern ab, indem du mich niedermachst. Deine Brille ist – zurzeit wenigstens – hier nicht zu sehen. Es mag sein, dass sie gestern oder

vorgestern hier lag, heute Morgen jedenfalls nicht!"

"Du willst mir einfach nicht helfen! Immer lässt du mich in Stich!"

"Das stimmt nicht, ich suche tatsächlich danach, leider aber vergebens. Das ist keine böse Absicht von mir, sie ist wirklich nicht hier! Und wenn du mir nicht glauben willst, so komm bitte her und überzeuge dich selbst! Solltest du sie hier entdecken, dann werde ich reumütig vor dir auf die Knie fallen und Abbitte leisten. Aber ich wetten, du hast schlichtweg wieder einmal vergessen, wo du sie hingelegt hast, und nun lässt du mich suchen. Also, was ist nun?"

„Hm, hm, stimmt wohl, hier ist sie wirklich nicht zu sehen. Aber wenn du weißt, wo sie liegt, dann wäre es ganz schäbig von dir, mir das nicht zu sagen. Mein Gott, du freust dich wohl noch, mich so hilflos zu sehen? Liebst du mich denn so wenig? Du solltest dich wirklich schämen! Warum bin ich überhaupt noch mit dir zusammen?"

"Jetzt macht diese Frau wieder einmal aus einer Mücke einen Elefanten! Geht das nicht auch eine Nummer kleiner? Was kann ich denn für deine Schusseligkeit? "

"Du liebst mich nicht mehr, sonst würdest du mir endlich gestehen, wo du meine Brille versteckt hast! Du willst mich nur wieder ärgern, willst mich klein machen. Warum willst du mir einreden, ich sei nicht mehr in der Lage, zu erkennen, was mit mir und um mich herum geschieht? Willst du mich eigentlich in den Wahnsinn treiben? Warum tust du mir das an? Was habe ich dir denn nur getan? "

"Oh, mein Gott, geht das jetzt schon wieder los? Kannst

du dir nicht endlich mal etwas Neues einfallen lassen?  
Immer die gleiche, alte Leier!"

"Aber ich weiß doch ganz genau, dass ich meine Brille  
gestern Abend hier auf den Wohnzimmertisch gelegt  
habe! Warum sollte sie wohl jetzt nicht mehr daliegen?  
Es sei denn, du hast sie fortgenommen! Warum tust du  
mir das an? Hasst du mich denn so sehr?"

*(Durchdringendes, verzweifeltes Schluchzen, dann abrupt Stille.)*

„Wie kommt die Brille denn jetzt in meine Handtasche?  
Wann hast du sie hier versteckt?“

„Wie? Was? Ich geb's auf, das kann doch wirklich nicht  
mehr normal sein!“

## *In der Falle*

Nach zwanzig Jahren war er ihrer überdrüssig geworden! Es gab nichts wirklich Wichtiges, was er anklagend gegen sie hätte vorbringen können, eigentlich gab es gar nichts. Weder war sie schlampig geworden, noch hatte sie sich aus Frust gerundet. Sie war schlank und grazil wie ehemals! Er dagegen hatte schon sichtbar Jahresringe zugelegt und war ein wenig kurzatmig geworden. Und selbst frühmorgens, wenn sie ihn sanft, aber nachhaltig weckte, sah er sie niemals mit Lockenwicklern im Haar, sondern stets korrekt angekleidet und gepflegt - wie aus dem Ei gepellt.

Wie machte sie das nur? Es war ihm ein immerwährendes Rätsel. Bei ihm dagegen kam es schon einmal vor, dass er mürrisch und mundfaul am gefällig und reichhaltig gedeckten Frühstückstisch hockte und nur in Ruhe gelassen werden wollte, oder dass er am Abend nach getaner Arbeit müde und schlecht gelaunt in den ehelichen Hafen einlief.

Sie schien alles mit Gleichmut zu ertragen, immer begegnete sie ihm freundlich und entgegenkommend, so wie er es von ihr erwartete. Auch die in wöchentlichem Rhythmus stattfindenden ehelichen Gymnastikübungen absolvierte sie stets pflichtgemäß und ohne Murren. Er konnte sich jedoch des Eindrucks nicht erwehren, dass sich ihre Begeisterung über seine noch immer vorhandene männliche Potenz in Grenzen hielt. Ein wenig mehr Bewunderung hätte er – auch in Hinblick auf das inzwischen fortgeschrittene Lebensalter – schon

verdient. Ihre Reaktion konnte man mit Fug und Recht als „lau“ bezeichnen.

Ansonsten durfte er sich nicht beklagen. Zu Beginn ihrer Beziehung hatte sie einige Male zaghaft versucht, ihre unausgegorenen Vorstellungen von Selbstverwirklichung und Gleichberechtigung mit ihm zu diskutieren. Aber diesen Zahn hatte er ihr entschieden und nachhaltig gezogen, und fürderhin gab es keine weiteren Probleme mehr, sie verhielt sich ausgesprochen „pflegeleicht“.

Einmal noch, als die Kinder ausblieben (- an ihm lag es doch wirklich nicht! -), hatte sie von „wieder berufstätig werden“ und „unter Menschen gehen“ gefaselt. Dazu war es nie gekommen: Er hatte sie auf die unterhaltsamen und lehrreichen Kurse der Volkshochschule verwiesen. Da konnte sie genügend Menschen treffen und außerdem viel Nützliches lernen. „Meine Frau wird *nicht* arbeiten gehen, das kommt nicht in Frage, das haben wir doch nicht nötig! Ich müsste mich doch vor meinen Kollegen genieren, wenn sie erfahren, dass meine Frau noch Geld dazu verdienen muss!“, hatte er mit Nachdruck erklärt. Und damit war die Angelegenheit ein für alle Mal vom Tisch. Was sie nun für Kurse belegte, da machte er ihr keine Vorschriften, das konnte sie doch frei entscheiden! Und außerdem, so sehr interessierte ihn dieses Thema auch nicht.

Von der Zeit an lief seine Ehe ohne weitere Betriebsstörungen, er konnte sich nicht beklagen. Doch der Reiz des Neuen hält keine zwanzig Jahre an, und, wie gesagt, vermisste er inzwischen ein wenig die rechte

Begeisterung bei der Dame. Alles war zu Alltag und Routine geworden, er sehnte sich nach Abwechslung.

Aber was sollte er tun, um sie loszuwerden? Ein Schulfreund, inzwischen wohlstürierter Rechtsanwält und Notar, den er ins Vertrauen gezogen hatte, riet ihm von einer Scheidungsklage ab: „Was willst Du denn vor Gericht vorbringen, ohne dich lächerlich zu machen? Und außerdem musst du damit rechnen, dass die Hälfte all dessen, was du in diesen zwanzig Jahren aufgebaut und erworben hast, an deine Frau geht. Von den saftigen Unterhaltszahlungen wollen wir erst gar nicht reden. Das bricht dir glatt das Genick! Warum suchst du dir nicht ein junges, hübsches Täubchen für nebenher? Das tun doch alle, und am Geld wird's bei dir doch nicht scheitern. Das überzeugt die Weiber, vor allem die jungen, doch immer!“

Aber das war es nicht, was er anstrebte. Etwas Neues, Junges, Hübsches sollte es schon sein, aber letztendlich doch in einer geordneten Zweierbeziehung! Chaos war ihm einfach zuwider, und Stress und Verrenkungen waren für sein Alter auch nichts mehr. Aber der juristische Freund hatte Recht mit seinen Bedenken, Scheidung kam für ihn wirklich nicht in Frage. Doch loswerden wollte und musste er sie, das war klar! Er kam ins Grübeln, schob den aufkeimenden Einfall zuerst weit von sich, doch irgendwann ließ ihn der Gedanke an ihr schwaches Herz nicht mehr zur Ruhe kommen. Das war die Lösung seiner Probleme, da könnte er den Hebel ansetzen.

Was wäre hier zu unternehmen? Er war ein Mensch, der stets sichergehen wollte, immer nach dem Sprichwort:

„Doppelt hält besser!“ Seit einem leichten Herzanfall vor drei Jahren musste sie regelmäßig Tabletten einnehmen. Der Arzt hatte sie eindringlich darauf hingewiesen, dass sie nie mehr als die vorgeschriebene Anzahl und auch nur in der verordneten Konzentration einnehmen dürfe. Sie müsse sich strikt daranhalten, sonst könnte es zu gefährlichen Herzrhythmusstörungen kommen. Bei diesem Einfall lächelte er zufrieden; er kannte einen Weg, wie er auch ohne Rezept an stärkere Tabletten gelangen konnte. Dann kramte er in seinem Gedächtnis nach den physikalischen Grundkenntnissen aus der Schulzeit und wurde rasch fündig: Schon elektrische Ströme von 50 mA führten zu Muskelverkrampfungen und konnten auch bei gesunden Menschen zum Tode führen. Da wird doch was zu machen sein! Ein durchgeschauertes Kabel etwa, das rein zufällig irgendwelche Metallteile in der Küche, im Bad oder im Keller berührt, ein Handgriff, ein Schrei, der ungehört verhallt, und dann wäre er endlich, endlich wieder frei...

Entgegen ihren sonstigen Gepflogenheiten verabschiedete sich seine, immer noch reizend anzusehende Frau am folgenden Morgen besonders liebevoll von ihm: Ein zarter Kuss auf den Mund, dann wünschte sie ihm eine gute Fahrt!

Ihre eindrucksvolle Villa lag auf einem Plateau hoch über der Stadt. Von dort aus konnten sie eine wunderschöne Aussicht auf den Ort und die hügelige, leicht bewaldete Landschaft dahinter genießen. Gutgelaunt startete er den Wagen und nahm Fahrt auf. Die Straße schlängelte sich in engen Serpentinaen den Berg hinunter. Als sich der Wagen ein wenig zu sehr beschleunigte,

wollte er wie gewohnt leicht abbremsen und in den nächstniedrigen Gang herunterschalten.

Zuerst verstand er nicht, was geschah, als er ins Leere trat, keinen Widerstand fand und das Auto immer schneller die Straße hinabraste. Als es dann krachend die Leitplanken durchbrach und ungebremst den Abhang hinunterstürzte, durchzuckte ihn der Gedanke, dass er sich doch darum hätte kümmern sollen, welche Kurse seine Frau bei der VHS belegt hatte.

#### Nachwort:

Man sollte nicht glauben, wie erfinderisch Menschen sein bzw. werden können, wenn es darum geht, den ungeliebten Ehegatten ins Jenseits zu befördern! Mir scheint fast, mancher Hörer lebte beim Vorlesen dieser Geschichte geheime Fantasien aus. Mir wurde unter anderem geraten, sich der sogenannten „besseren Hälfte“ mit Hilfe in einem Mörser fein zerstoßenen Glases, das in einen leckeren Kuchen eingebacken würde, zu entledigen. Das sei nicht ohne weiteres erkennbar. Ein anderer altgedienter Ehegatte machte mich bei der Besichtigung des „Herkules“ in Kassel auf die unverantwortlich niedrigen Balustraden aufmerksam: Wie leicht könnte da ein Mensch zu Schaden kommen. Man brauche gar nicht viel nachzuhelfen, ein ganz kleiner Schubs würde schon ausreichen. Und anderer Vorschläge mehr! Das gab mir doch schon sehr zu denken!

## *Die Büchse der Pandora*

Das Leben, das er lebte, war ihm zuwider, und die Menschen, denen er begegnete, ekelten ihn an, denn sie waren kein Stück besser als er.

Das war nicht immer so gewesen. Doch seit jenem Tage, als er der Wahrheit, seiner eigenen Wahrheit, ins Gesicht blicken musste, als er nicht mehr ausweichen konnte, seit jenem Tage hatte sich sein Dasein verändert.

Carl Ludwig Strassenberg war in eine Familie hinein geboren worden, in der Geld keine Rolle spielte, in der die Frage: „Wie komme ich mit meinem Monatslohn über die Runden?“ unbekannt war. Generationen vor ihm hatten so viel Reichtum zusammengerafft, dass er es auch beim besten Willen im ausschweifendsten Leben nicht hätte durchbringen können. Wie selbstverständlich wuchs er im Luxus auf, abgeschirmt vor den Niederungen der gewöhnlichen Menschen, behütet und verhätschelt von denen, die für das Wohl der Familie zu sorgen hatten. Er wusste irgendwie, dass es diese dienstbaren Geister geben musste, aber schon früh war ihm eingeschärft worden, dass er sich nicht zu sehr mit ihnen einlassen sollte, keine Gefühle an jene verschwenden durfte, die auf seine Kosten lebten. Sie waren ausschließlich für ihn da und nicht etwa umgekehrt.

Alles in seinem Leben war vorherbedacht, Unangenehmes wurde ihm aus dem Wege geräumt, und er konnte tun und lassen, was er wollte, ohne wirklichen Widerstand zu erfahren. Als er älter wurde, eilte er von Party zu Party, wechselte die Frauen wie das Hemd, versuchte

alles auszukosten, was sich ihm anbot, nahm alles an Erfahrungen mit, was ihm nur möglich war. Immer wartete er auf den Kick, darauf, dass ihn etwas in seinem Innersten erschütterte, dass er etwas erlebte, was ihm eine Richtung aufzeigen könnte, was ihm einen tieferen Sinn vermittelte. Aber er traf auf niemanden, der ihm Paroli bot. Die Frauen rissen sich um ihn, allein schon, um in den entsprechenden Klatschblättern erwähnt zu werden. Er probierte alle Drogen aus, deren er habhaft werden konnte, immer in der Erwartung, diese könnten ihm Wege eröffnen, die er bisher noch nicht gekannt hatte. Aber auch solche Selbstversuche brachten ihn nicht weiter. Er konnte zwar alles ausleben, was Geld möglich machte, aber dadurch wurde nichts besser. Er sah, - was er aber schon seit Kindertagen wusste -, dass alle Menschen käuflich waren, es kam nur auf den Preis an. Regeln und Gesetze galten zwar für andere, aber nicht für denjenigen, der genug wirtschaftliche Macht und Einfluss hatte.

Alles lief so weiter, Jahr für Jahr, immer hemmungsloser, immer verzweifelter, auch wenn er sich das nicht eingestanden hätte. Bis zu jenem Tage, der alles veränderte, der ihm den Boden unter den Füßen wegzog, der ihm klarmachte, dass mit Geld doch nicht alles zu bekommen war, dass auch vor ihm Krankheit und Tod nicht haltmachten. Zwar hatte er die Möglichkeit, sich Ärzte und Medikamente zu beschaffen, die für normale Sterbliche unerschwinglich waren. Aber auch die konnten das Ende nur ein wenig hinauszögern, konnten ihm die Schmerzen erleichtern, an der Endgültigkeit des Urteils änderten sie nichts.

Er begann, sich von den Menschen zurückzuziehen, wollte mit dem Leben, das er bisher geführt hatte, nichts mehr zu tun haben. Er war getroffen, erschüttert bis ins Innerste, wusste aber nicht, was er mit der Zeit, die ihm verblieb, beginnen sollte. Ruhelos begann er, in der Welt umherzuirren, suchte Gegenden auf, die ihm die Gewähr gaben, keinem anderen Menschen zu begegnen. Er hatte das Gefühl, er wäre ein Leben lang vor sich selbst weggelaufen. Jetzt wollte er versuchen, sich kennen zu lernen, bevor es zu spät war, bevor auch diese letzte Möglichkeit vertan war. Nichts und niemand sollte ihn davon ablenken.

Irgendwo in einem Bergland war er mit seinem Geländewagen ziellos umhergefahren, hatte nicht mehr auf den Weg geachtet, der zuerst aus Schotterpisten bestand, die dann in kaum befahrene Pfade übergingen und immer schmaler und unwegsamer wurden. Als der Motor zum ersten Mal zu stottern begann, nahm er davon kaum Notiz, dann aber blieb der Wagen an einer nur geringen Steigung einfach stehen. Ungewohnte Stille umgab ihn. Er stieg aus und machte sich auf den Weg, um irgendwoher Hilfe zu holen. Aber wo war er gelandet? In welche Richtung musste er sich wenden? Nach kurzem Überlegen schritt er aus, ohne weiter auf den Weg zu achten, und folgte instinktiv einem schmalen Pfad, der ihn immer weiter in die Berge führte. Doch dann war auch dieser Weg zu Ende. Er sah sich um, überlegte, in welche Richtung er weitergehen sollte, und wurde auf einen Einschnitt in der Felswand aufmerksam, der von Büschen und niedrigen Bäumen fast vollständig verdeckt wurde. Vielleicht war das die gesuchte

Fortsetzung des abgebrochenen Trampelpfades, von dem er nicht wusste, ob er durch Tiere oder durch Menschen entstanden war. Als er sich durch die Büsche und Bäume gekämpft hatte, sah er, dass der Spalt sich zu einem schmalen Durchgang öffnete, der in den Berg hinführte. Er beschloss weiterzugehen, sich auf die Gefahren einzulassen, die ihn am anderen Ende des Durchbruches möglicherweise erwarteten. Er hatte gehört, dass es in dieser Gegend noch Indianerstämme geben sollte, die bisher kein Mensch gesehen hatte und die mit Fremden nicht gerade zimperlich umgingen. Aber was hatte er schon zu verlieren? Als er die Klamm durchschritten hatte, lag vor ihm im Sonnenlicht ein großes, grünes Rund, das von allen Seiten von Bergen umgeben schien. Eine solche üppige Vegetation hätte er in dieser Höhe nie vermutet. Lautes Vogelgeschrei machte ihm klar, dass es hier auch noch andere Lebewesen gab. Vorsichtig schritt er weiter, und plötzlich war der Wildwechsel, dem er zuvor gefolgt war, wieder zu erkennen. Der Schlag traf ihn völlig unerwartet und stürzte ihn in bodenlose Schwärze. Als er zu sich kam, befand er sich nackt und wie ein Paket zusammen geschnürt in einem umgrenzten Raum, der in die Erde eingegraben schien. Nach einiger Zeit, die ihm wie eine Ewigkeit erschien, öffnete sich eine Tür, die er bisher nicht bemerkt hatte, und einige buntbemalte Gestalten betraten den Raum, dunkelhäutig, kleingewachsen und von schlanker, sehninger Figur. Sie betrachteten ihn voller Interesse, als schätzten sie ab, ob er ihnen von Nutzen sein könnte, so wie mögliche Käufer auf dem Viehmarkt Pferde und Kühe taxierten. Einige jüngere Frauen traten neugierig

näher, berührten und betasteten ihn und massierten lachend sein Glied, das in kürzester Zeit prall mit Blut gepumpt war und steil von seinem Körper abstand. Offensichtlich waren sie mit dem Ergebnis ihrer Bemühungen zufrieden und schnatterten aufgeregt auf die Krieger ein, die dem Geschehen mit unbeteiligter Miene zusehen. Einer von ihnen, wohl der Älteste, antwortete ihnen in einer kehligen, abgehackten Sprache. Kurz danach wurden seine Fesseln gelöst, er konnte sich ungezwungen bewegen, und man brachte ihm zu essen und zu trinken. Also konnte das Ende noch nicht so nahe sein. Beim Öffnen der Tür sah er die bewaffneten Krieger, die den Eingang bewachten: An eine Flucht war nicht zu denken. Und wohin hätte er fliehen sollen? Als er gegessen und getrunken und – immer unter Aufsicht - auch seine Notdurft verrichtet hatte, öffnete sich abermals die Tür und eine der jungen Frauen trat ein. Ungeniert machte sie ihm klar, was sie von ihm erwartete. Als er zögerte, wurde sie zornig und rief nach der Wache. Er fügte sich in sein Schicksal und vereinigte sich mit ihr, bis er endlich zum Erguss kam. Halbwegs zufrieden wandte sie sich um und verließ den Raum. Einige Stunden später wiederholte sich das Geschehen, wenn auch mit einer anderen jungen Frau. Langsam dämmerte es ihm, dass er als Zuchtbulle benutzt wurde, um das Blut des isoliert lebenden Stammes aufzufrischen. Bei alledem wurde er gehegt und gepflegt, bekam ausreichend zu essen und zu trinken und durfte sogar hin und wieder zum Luftschnappen an das helle Tageslicht. An Flucht war auch dabei nicht zu denken.

Nach mehreren Wochen begann das Interesse der Frauen nachzulassen; er hatte das Feld wohl zu ihrer Zufriedenheit bestellt, und die Saat war dabei aufzugehen. Eines Tages wurde er von einem der Wächter aus seiner Behausung ins Freie geholt. Als er vor die Tür trat, sah er sich von den Kriegern des Dorfes umgeben; die Frauen blieben unsichtbar. Alle hatten ihren Feder schmuck angelegt und waren bemalt wie zur Jagd. Mit unbewegter Miene bedeutete ihm der Älteste, dass er nicht mehr benötigt würde und nun gehen könne. Er zögerte verunsichert, aber der Stoß mit einem der Speere in seine Richtung war unmissverständlich. Doch wohin sollte er sich wenden? Wo fand er die Bergspalte, durch die er ins Tal gekommen war? Unschlüssig ging er auf die Bergwand zu, die seinen Blick nach allen Seiten hin begrenzte, irgendwo dort musste der Durchgang zu finden sein. Als er sich wohl tausend Schritt vom Indianerdorf entfernt hatte, hörte er aus der Richtung heftiges Hundegebell und das Geräusch brechender Äste, die sich auf ihn zu bewegten. Ob sie es sich anders überlegt hatten und ihn doch weiter benutzen wollten? Er schritt schneller aus und näherte sich den steil aufragenden Felswänden. Hin und wieder hielt er an, um nach den Verfolgern zu horchen. Dann war plötzlich wieder Stille, auch die Vögel schwiegen unheilverkündend. Ihn fröstelte, er spürte, wie ihm ein Schauer den Nacken hinunterlief: Es war zu still um ihn her! Da zischte ein buntgefiederter Pfeil knapp an ihm vorbei und blieb federnd im Baum vor ihm stecken. Er wagte nicht daran zu glauben, der Schütze hätte ihn verfehlt. Er begriff: Er wurde gehetzt, die Jagd galt ihm, er war das Wild. In

Panik rannte er vorwärts: Die Dornen zerrissen die ungeschützte Haut, der Atem wurde ihm knapp. Ohne Erbarmen trieben ihn die lautlosen Jäger mit ihren gefiederten Pfeilen vorwärts: Zuerst streiften ihn diese nur, doch bald ritzten sie ihn auch und dann trafen sie Arme und Beine und blieben in seinem Fleisch stecken. Noch torkelte er weiter, aber seine Kräfte ließen nach, und endlich ließ er sich fallen und gab auf. Im nächsten Augenblick war er von seinen Verfolgern umringt, die das erlegte Wild mitleidlos betrachteten. Der Älteste kam auf ihn zu und beugte sich zu ihm herab. Einem Moment sah er es hell in dessen Hand aufblitzen und fühlte einen kurzen, heftigen Schmerz, als ihm die rasiermesserscharfe Schneide durch die Kehle fuhr. Dann breitete sich langsam eine bleierne Müdigkeit in ihm aus: Er fühlte, wie er verdämmerte.

Sein letzter Gedanke galt dem Tod, den er seinen Mördern mitgebracht hatte.

Die Saat würde furchtbar aufgehen.

## *Bernadette*

Nun war Bernadette schon ein halbes Jahr tot. Ohne Vorankündigung, still und leise, wie es ihre Art gewesen war, war sie aus seinem Leben geschieden. Vierzig Jahre gingen sie ihren Weg gemeinsam, mal eng verbunden, mal auf Abstand bedacht, wie es wohl in jeder ehelichen Beziehung zu finden ist. Dann wieder gab es Zeiten, in denen ihm ihre Gegenwart kaum bewusst wurde, weil der Beruf seine ganze Kraft in Anspruch nahm und nur wenig Raum für Privates ließ. Nie hatte sie sich beklagt, ihn nie ihren Kummer merken lassen, wenn er tage- und wochenlang für sie und die Kinder kaum ansprechbar war und stets leicht gereizt reagierte, wenn jemand das Wort an ihn richtete. Aber als während einer solchen Zeitspanne sein Blick eher zufällig auf sie fiel, erkannte er die Trauer in ihren Augen und spürte, wie sie die einstmals so vertraute Gemeinsamkeit vermisste.

Jetzt endlich hätten sie mehr Zeit füreinander haben können. In wenigen Wochen würde er das Rentenalter erreichen und hatte so sehr auf manches gute Jahr mit seiner Frau gehofft. All das war von einem auf den anderen Augenblick vernichtet geworden. Vor Jahren schon hatten die Kinder das Haus verlassen und lebten ihr eigenes Leben. Ihr Kontakt zu ihm war eher zurückhaltend; seine Frau war stets diejenige gewesen, die die Verbindung lebendig erhielt. Er blickte um sich und sah, dass er allein stand.

Bisher hatte er sich gescheut, Bernadettes Sachen anzurühren. Nun machte er sich daran, ihren Schreibtisch zu

öffnen und die Papiere, Briefe und Dokumente durchzusehen. Und manches, auf das er stieß, ließ ihn innehalten und an die gemeinsamen Jahre zurückdenken. Sorgsam hatte sie all das aufbewahrt, was ihr wichtig gewesen war. Ihr unverhoffter Tod hatte ihr keine Zeit gelassen, auszuwählen, was bestehen und was der Nachwelt verborgen bleiben sollte. Seine Briefe aus der Zeit ihres Kennenlernens, verspielt und verliebt, fanden sich ebenso wie die ersten Mal- und Schreibversuche der Kinder, die sich vertrauensvoll an sie beide wendeten, Erinnerungen an eher bescheidene Urlaubsfahrten der jungen Familie, auf denen sie gar nichts vermisst hatten, Fotos von Einschulung und Kindergeburtstagen, vieles andere, an das er sich kaum noch erinnerte.

Ganz hinten in der Schreibtischschublade, von anderen Dingen verdeckt, fand sich ein Bündel zusammengefalteter Bögen Papier, die mit einem farbigen Band verschnürt waren. Er zögerte, ob er das Band lösen oder das Paket so, wie er es vorgefunden hatte, verbrennen sollte. Unentschlossen drehte er es in den Händen hin und her, dann gab er sich einen Ruck und löste die Knoten. Er strich das erste Blatt gerade und begann zu lesen. Auf den ersten Blick erkannte er, dass dies nicht Bernadettes Handschrift sein konnte. Es waren eher männlich markante Schriftzüge, Briefe und Gedichte, immer wieder Gedichte, die an sie gerichtet waren. In zärtlichen und leidenschaftlichen Worten warb der Schreiber dieser Zeilen um Bernadette, erzitterte im Nacherleben gemeinsamer, rauschhaft erlebter Stunden, verzehrte sich in Sehnsucht nach der fernen Geliebten. War das die Frau, die so viele Jahre in stiller Bescheidenheit neben

ihm gelebt hatte, war wirklich sie das Ziel dieser Briefe, dieser Verse? Offenbar gab es Seiten an ihr, die er nie hatte entdecken können, die sie vor ihm verborgen gehalten hatte, die sie nur mit diesem anderen Menschen gelebt hatte. Hatte dieser Andere Gefühle und Wünsche in ihr wecken und erfüllen können, von denen ihr eigener Mann nichts ahnte? War die Trauer in ihren Augen vielleicht auch die Trauer darüber, dass sie beide diese leidenschaftliche Hingabe nie gemeinsam erlebt hatten? Wie weit hatten sie sich voneinander entfernt in all den Jahren der geschäftigen Unruhe? Was wusste er in Wirklichkeit schon von dem Menschen, mit dem er über vierzig Jahre verheiratet gewesen war? blieb man einander in Wahrheit nicht immer nur ein Fremder sein Leben lang?

Sollte er all diese beschriebenen Blätter lesen, wollte er wirklich alles erfahren über eine Liebe, die er nicht geteilt hatte, musste er wirklich wissen, wie lange diese leidenschaftliche Beziehung gedauert hatte? Nach einem Augenblick des Nachdenkens schüttelte er den Kopf, nein, es war genug, bei weitem genug, um auch bei sich selbst nach Gründen und Ursachen zu fragen. Mit dem Feuerhaken rüttelte er im Kaminfeuer, ließ die Flammen noch einmal hoch auflodern und sah nachdenklich dabei zu, wie die Zeugen eines fremden Lebens zu Asche verbrannten.

## *Warten*

Wie erstarrt sitzt er in seinem Sessel und wartet, wartet schon seit Stunden, seit Tagen, schon eine Ewigkeit. Er weiß nicht, worauf er wartet oder wen er erwartet, aber er weiß, dass es seine Bestimmung ist, hier zu sitzen und zu warten, geduldig zu warten, immerfort.

Manchmal scheint es ihm, als hätte er irgendwann einmal gewusst, warum er hier ausharrt, doch es ist ihm schon vor langer Zeit entfallen und nicht mehr für ihn erreichbar. Bei seinem stillen Dasitzen gehen ihm hin und wieder Gedanken durch den Kopf. Er sieht seine Kinder- und Jugendzeit an sich vorüberziehen, als sei es gerade gestern gewesen; die Arbeitsjahre mit all ihren Erfolgen und Misserfolgen werden wieder lebendig. Er erinnert sich der Jahre seiner Ehe, sieht die Kinder heranwachsen und sich und seine Ehefrau älter werden. Dann wird das Haus immer leerer und ruhiger, das Haus, das er mit so viel Liebe, Mühsal und Verzicht aufgebaut, das er Stein für Stein selbst aufgeschichtet und verfugt hat. Eines Tages muss er dann nicht mehr morgens in der Frühe aufstehen, um zur Arbeit zu gehen: Er hat seine Zeit abgearbeitet, sein Rentenalter erreicht. Dann sein schlimmster Tag: Als er morgens erwacht, ist es ganz still neben ihm, zu still: Sie ist eingeschlafen, um nie mehr zu erwachen, und sie hat ihn allein zurückgelassen. Seitdem sitzt er hier und wartet, Tag für Tag. Mitunter kommt irgendjemand vorbei, um zu sehen, ob er immer noch schweigend dort in seinem Sessel sitzt und wartet. Manchmal versucht auch ein Mensch, ihn aus seiner Erstarrung zu lösen, richtet das Wort an ihn

und - bleibt doch ohne Antwort. Er hört die Fragen gar nicht, nimmt all das, was um ihn herum geschieht, nicht mehr wahr, horcht nur in sich hinein und lauscht der lieblichen Melodie, die leise, ganz leise in ihm erklingt. Er muss konzentriert hinhören, um die zarten Töne zu vernehmen, die nur für ihn bestimmt sind und die ihn trösten wollen.

Worauf warte ich hier eigentlich, fragt er sich manchmal. Warte ich darauf, dass sie, die mich zurückließ, wiederkommt? Warte ich auf Freund Hein, der mich vergessen zu haben scheint? Hat wohl zu viel zu tun in der Welt mit all ihren Kriegen und Krankheiten und hat mich darüber einfach vergessen, hier in meinem Sessel, in meiner stillen Ecke? Was bleibt mir sonst noch zu tun in meinem Leben, außer zu warten? Auch wenn ich mich nicht mehr entsinnen kann, worauf ich eigentlich warte.

Welchen Sinn hat mein Dasein sonst noch? Hat es je einen Sinn gehabt? Hat mein langes, langes Leben mit all seinen Ängsten und Schmerzen, mit all seinen Anstrengungen und seinem Verzicht, mit all seinen dunklen und gewiss auch hellen Stunden irgendeinen Sinn gehabt, für mich, für irgendeinen anderen Menschen? Wird jemals irgendeiner an mich zurückdenken, wenn die Kerze erlischt?

Aber so lange ich noch bin, werde ich nicht aufhören zu warten, hier in meinem Sessel, ganz still und geduldig. Ich habe keine andere Wahl. Denn stände ich nun auf und ginge weg, vielleicht würde ich gerade den Augenblick verpassen, auf den ich so lange Zeit gewartet habe.

## *Der Arztbesuch*

Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen damit geht. Aber ich für meinen Teil bin immer froh, wenn ich die Tür der Arztpraxis wieder hinter mir schließen kann – und zwar von außen -, und wenn das, was ich über mich und meine angeschlagene Gesundheit erfahren habe, nicht zu erschreckend ausfiel. Deshalb kann ich auch gar nicht auf den Gedanken verfallen, jenen hohen Herrschaften nur so zum Vergnügen einen Besuch abzustatten. Was aber andererseits nicht heißen soll, dass ich den Ratschlag der Götter und Göttinnen in Weiß aus Furcht oder Trägheit nun so lange wie irgend möglich hinauszögere. Im Laufe meines Lebens habe ich erfahren müssen, dass der Körper seine Warnsignale nicht grundlos aussendet, und dass es sträflicher Leichtsinns wäre, sie zu missachten. Dennoch muss ich ja nicht gleich zum Hypochonder entarten!

Aber die Beweggründe der Menschen sind vielfältig, auch wenn es darum geht, sich der Belastung eines solchen Arztbesuches auszusetzen. Wenn ich nicht zu sehr um meine eigenen Ängste kreise, sondern im Wartezimmer Augen und Ohren auf Empfang gestellt lasse, kann ein solcher Besuch sehr unterhaltsam und informativ sein, wobei es natürlich enorme Unterschiede gibt: Ein Verweilen beim örtlichen Facharzt für Allgemeinmedizin, - wie sich der praktische Hausarzt heute voller Stolz bezeichnet -, ist allemal ergiebiger als z.B. beim Ohren-, Augen- oder Röntgenspezialisten. Welche Vielfalt an interessanten echten und eingebildeten Krankheiten wird Ihnen dort geboten, und außerdem werden Sie

noch kostenlos mit dem neusten Dorfklatsch versorgt. Was gibt es hier für interessante Schicksale und Krankheitsgeschichten zu erfahren! Schließlich kann man doch nie zu viel lernen. Auch wenn Sie umständehalber eine neue Wohnung oder ein preiswertes, gut erhaltenes Einfamilienhaus in interessanter Lage suchen, gibt es keine bessere Informationsquelle: „Weißt du schon, wer heute Nacht ganz überraschend verstorben ist?“ Ohren auf, es lohnt sich immer, genau hinzuhören. Das ist so gut wie bares Geld, sage ich Ihnen.

Sie sitzen allein zu Hause in Ihren vier Wänden, haben niemand mehr, mit dem Sie sich streiten können, und Ihnen fällt so langsam vor Langeweile die Decke auf den Kopf? Dann ist der wöchentliche Gang zum örtlichen Nachrichtenbasar genau das Richtige für Sie! Natürlich würde es sich nicht so gut machen, wenn sie dort den lange vermissten Streit vom Zaun brächen, aber immerhin verspricht ein solcher Gang Abwechslung und soziale Kontakte. Denn sich auf dem Friedhof immer nur mit dem zu unterhalten, der äußerst schweigsam die Kneipp'schen Güsse von oben über sich ergehen lässt, ist auf Dauer nicht sehr befriedigend - weil zu einseitig. Dort aber treffen Sie alte Bekannte wieder, die Sie – natürlich nur aus reiner Nächstenliebe - nach ihrem Befinden befragen könnten. Vor allem aber finden Sie endlich Gelegenheit, die Qualen, die Ihnen Verdauungs- und Kreislaufprobleme bereiten, bis in alle Einzelheiten zu schildern. Sie erfahren außerdem, wie viele verschiedene Tabletten Sie sich mindestens verschreiben lassen müssen, um mithalten zu können, und welche interessanten und lebenswichtigen Neuigkeiten es sonst noch

in Ihrem Umfeld gibt. Und eines können Sie nicht hoch genug einschätzen: Durch Ihren regelmäßigen Besuch sichern Sie dem mühsam um seine Existenz ringenden Mediziner das notwendige Minimum und führen ihm jedes Mal wieder deutlich vor Augen, welche herausragende Bedeutung er für die gesamte Menschheit hat. Der alte Spruch „Jeden Tag eine gute Tat“ hat auch heute seine Bedeutung noch nicht verloren!

Außerdem sollten Sie ganz praktisch denken: Warum selber eine Lesemappe abonnieren oder gar für Zeitschriften Geld ausgeben, wenn Sie das hier im Wartezimmer jederzeit kostenfrei haben können? Es kann natürlich schon einmal vorkommen, dass Sie gerade dann zum Doktor befohlen werden, wenn Sie einen aufregenden Bericht über die fürstlich-monegassischen Schicksalsfragen studieren oder aber über die weltbewegende Frage, wie tief die Abendkleider unserer Angela höchstens ausgeschnitten sein dürfen. Keine Freude bleibt ungetrübt. Aber Sie können den Artikel ja nach der Störung weiterlesen. Es sei denn, irgendjemand hat die Unverschämtheit besessen, sich gerade diese Zeitschrift zu schnappen. Sie kommen eben nicht umhin, im Leben Prioritäten zu setzen: Notfalls müssen Sie sich einen Augenblick gedulden, bis jene Person ihre Lektüre endlich beendet hat. Auf dieser Welt ist nun mal nichts vollkommen!

Aber alles in allem kann der wöchentliche Gang zur Sprechstunde für Sie schon einen gewissen Reiz entfalten, den Sie nicht unterschätzen sollten!

## *Sehnsucht*

Es war einmal ein kleiner Junge, der auf den Namen Johannes getauft worden war, und der von aller Welt nur Hansi gerufen wurde. Freilich geschah das nicht, um ihn zu hänseln oder herabzusetzen, denn jeder im Dorf mochte das stets freundliche Kind.

Johannes lebte glücklich und zufrieden, denn seine Eltern und Geschwister liebten ihn von Herzen – ganz so wie er sie auch. Aber dennoch glomm in ihm eine unerklärliche Sehnsucht, die ihn nie verließ und die ihn manches Mal sogar traurig und in sich gekehrt werden ließ. So klein er war, fühlte er doch immer deutlicher, dass er das vertraute und geliebte zuhause verlassen müsste, um diese Sehnsucht zu stillen. Unwiderstehlich war der Drang, einfach das Gartentor zu öffnen und in die Welt hinauszumarschieren, so weit wie ihn seine kurzen Beine nur tragen würden. Die ersten Schritte waren die schwersten, denn sie waren erfüllt mit Trauer über den Abschied und mit Angst vor dem Unbekannten. Doch schon wenige Augenblicke später marschierten seine Füße wie von alleine weiter, Schritt für Schritt. Seine Blicke schweiften neugierig umher, und schon bald waren ihm die Wege, Wiesen und Felder nicht mehr vertraut. Immer mehr drang Johannes in die unbekannte Welt vor, und sein Staunen und Verwundern kannte kein Ende. Schon bald waren die anfänglichen Befürchtungen vergessen. Alles, was er sah, war so verwirrend und aufregend und drängte ihn immer weiter und weiter voran.

Der goldene Ball der Sonne, den er bei seinem morgendlichen Aufbruch freudig als gutes Omen begrüßt hatte, stieg höher und höher am Firmament. Als er seinen höchsten Punkt erreicht hatte, brannte er unbarmherzig auf den kleinen Ausreißer nieder, dem das Gehen zunehmend schwerer fiel. Heftiger Durst quälte ihn, und der Brotkanten, den er als Wegzehrung eingesteckt hatte, war schon längst aufgeessen.

Er kam an einer Weide mit schwarz-weiß gescheckten Kühen vorbei, die sich unter dem schattenspendenden Blätterdach einiger Bäume zusammendrängten. Wie gerne hätte er sich zu ihnen gesellt, einen kurzen Augenblick ausgeruht und auch aus der frischen Quelle getrunken, die sich in eine steinerne Tränke ergoss. Aber die mächtigen, gehörnten Ungeheuer hatten ihm früher schon Angst eingeflößt. So schleppte er sich müde weiter, und seine Schritte wurden immer kürzer und unsicherer. Schließlich setzte er sich auf einen Baumstumpf am Wege nieder, nur um ein paar Minuten auszuruhen und neue Kraft zu schöpfen. Die Augenlider wurden ihm schwerer und schwerer, so sehr er auch dagegen ankämpfte.

Als Johannes endlich erwachte, fand er sich in seinem Bett wieder. Die Morgensonne lachte ihm geradewegs ins Angesicht, und der Hahn auf dem Hof unter seinem Fenster krächte seine Lebensfreude so laut, dass der Junge sich erst einmal die Ohren zuhielt. „Na, du Langschläfer, willst du nicht endlich aus den Federn kommen?“, vernahm er die Stimme seiner Mutter, die ihm einen ganz liebevollen Guten-Morgen-Kuss auf den verstrubbelten Haarschopf hauchte.

„Mutti, Mutti, du glaubst nicht, was ich alles erlebt habe!“, sprudelte Johannes ganz aufgeregt hervor.

## *Nacht der Entscheidung*

Die Szene erinnerte Max an einen der zahlreichen Historienfilme, die er in seinem Leben gesehen hatte: Der Marktplatz einer mittelalterlichen Stadt, umgeben von vornehmeren Bürgerhäusern, dem steinernen Rathaus und der ihm gegenüber gelegenen, zweitürmigen Stadtkirche. In der Mitte des kopfsteingepflasterten Platzes ragte der furchterregende, hölzerne Aufbau des Blutgerüsts über die Köpfe der sensationslüsternen Menge, die die Richtstätte dichtgedrängt umstand. Wie es üblich war an den Gerichtstagen, wurde das Urteil sogleich vor aller Augen vollstreckt, und es gab immer etwas zu sehen. Der Verurteilte wurde herangeführt, kniete vor dem Richtklotz nieder, und bevor er den Kopf senkte, blickte er noch einmal fragend zum Scharfrichter auf, der in seiner roten Robe drohend vor ihm stand. Dessen Gesicht war verhüllt, nur dunkle Augen blickten eher gleichgültig auf das Opfer. Ein letzter Funke von Hoffnung erlosch im Antlitz des Delinquenten, und ergeben neigte er sein Haupt.

Der Henker griff hinter sich und zog das gewaltige Richtbeil unter den Lumpen hervor, die es bisher vor den Blicken aller verborgen hatten. Er erfasste es mit beiden Händen, suchte einen sicheren Stand und erhob das Beil hoch über seinen Kopf empor. Einen Augenblick später würde er es mit ganzer Kraft zielgenau herab sausen lassen und den Kopf vom Rumpf trennen. Die Sicht der Dinge verschob sich: War Max bisher ein unbeteiligter Zuschauer gewesen, nahm er im nächsten Augenblick den Vorgang mit den Augen des

Scharfrichters wahr. Er spürte das Gewicht der messerscharfen Axt in den zum Schlag erhobenen Armen, sah den entblößten Hals des Verurteilten vor sich und wusste, dass er töten würde. Der vor ihm Kniende hatte den Tod verdient, das Gericht hatte ihn nach Recht und Gesetz zur Rechenschaft gezogen und für schuldig befunden, und der Henker führte lediglich dieses Urteil aus. Außerdem war es nicht das erste Mal, dass er tätig wurde, und noch nie hatte er dabei Skrupel empfunden. Er vollzog nur den Urteilsspruch, den andere zu verantworten hatten, die das Richteramt bekleideten und gebildeter waren als er. Aber er konnte den Blick nicht vergessen, mit dem jener zu ihm aufgesehen hatte.

Schweißgebadet wachte er aus seinen Albträumen auf. Lange dauerte es, bis er sich beruhigte und wieder einschlafen konnte, und als ihn morgens um sechs Uhr der Wecker hochjagte, fühlte er sich müde und ausgelaugt. Max Kliemann war Inhaber eines mittelständischen, metallverarbeitenden Betriebes im Umkreis einer größeren Stadt, der recht und schlecht über die Runden kam. Manche seiner Mitarbeiter waren schon bei seinem Vater beschäftigt gewesen und hatten mit ihrer Fachkompetenz dem Unternehmen den guten Ruf erworben, den es heute noch besaß. Doch die Zeiten hatten sich geändert, die Aufträge sprudelten nicht mehr so zahlreich, die Konkurrenz war größer und aggressiver geworden, und er musste wirklich mit spitzem Stift rechnen. Um über die Runden zu kommen, konnte er sich keine Sentimentalitäten mehr leisten. Er musste einen kühlen Kopf behalten, wenn Kliemann Metallform GmbH und Co KG überleben sollte.

Heute Morgen stand ihm eine äußerst unangenehme Aufgabe bevor: Er musste einem verdienten Mitarbeiter sein Kündigungsschreiben aushändigen. So etwas wurde in seinem Betrieb nicht anonym per Post zugestellt, das erledigte der Chef selber.

Gerd Baumann hatte zusammen mit ihm in der Firma gelernt. Er erinnerte sich noch genau an die erfolgreich durchgestandene Lehre und Gesellenprüfung und auch daran, wie Gerd zusammen mit ihm die Meisterkurse der IHK besucht hatte, die dieser, wie er neidlos zugestehen musste, sogar mit einer besseren Note als er beendet hatte. An dem Abend hatten sie mal so richtig einen drauf gemacht, und der Alte und Gerds Eltern freuten sich von Herzen über den Erfolg der beiden. Das Leben ging weiter: Sie beide lernten fast zur gleichen Zeit ihre späteren Frauen kennen, und bald danach gründeten sie ihre Familien. Die Verbindung hielt, auch als sich der Alte zurück zog und der Sohn die Leitung des Betriebes übernahm. Er wusste, er konnte sich hundertprozentig auf Gerd verlassen. Wenn er außerhalb des Betriebes um Aufträge kämpfte, lief in der Firma alles wie gewohnt weiter. Gerd hielt ihm den Rücken frei und sorgte mit seiner Fachkompetenz und absoluten Zuverlässigkeit dafür, dass die Vorrichtungen und anderen Werkstücke fristgerecht und in verlangter Qualität an die Kunden ausgeliefert werden konnten. Das ging natürlich nicht ohne Überstunden ab, aber das Gehalt stimmte, und schon bald konnte die wachsende Familie daran denken, ein eigenes Haus zu bauen. Manchmal bedauerte Gerd es zwar, dass er nicht mehr Zeit für Frau und Kinder aufbringen konnte, aber er tröstete sich ein

wenig mit der Gewissheit, dass er gut für sie sorgen konnte.

Vor zwei Jahren hatte Gerd dann einen Schicksalsschlag hinnehmen müssen, von dem er sich bis heute nicht erholt hatte: Bei seiner Frau wurde Bauchspeicheldrüsenkrebs festgestellt und - wie meist bei dieser Krankheitsform - erst, als es schon zu spät zu einer wirksamen Hilfe war. Zwar waren die Kinder inzwischen aus dem Gröbsten heraus und konnten schon ganz gut allein zurechtkommen, aber Gerd vermisste seine Frau unsäglich. Mit ihrer ruhigen und ausgleichenden Art hatte sie seinen beruflichen Einsatz erst möglich gemacht, für ein Zuhause gesorgt, in das er gerne heimkam, und sich immer die Zeit genommen, um ihm zuzuhören und mit ihm zu sprechen, wenn er ihren Rat und Zuspruch benötigte. Er hatte das Gefühl, in ein tiefes, schwarzes Loch gefallen zu sein, aus dem es kein Entrinnen gab. Die Freunde, allen voran Max Kliemann und seine Frau, kümmerten sich rührend um ihn, doch nichts konnte ihn trösten, nichts den Verlust ertragen helfen.

Irgendwann wirkte sich das auch auf seine Arbeit aus. Die Fehler nahmen zu, Kunden beschwerten sich zunehmend über nichteingehaltene Termine, und erste Aufträge brachen weg. Max überlegte, wie er Gerd zumindest vorübergehend entlasten könne, aber der wehrte sich mit Händen und Füßen gegen diese „Demontage“ und versprach Besserung. „Ich kriege das schon wieder in den Griff. Wir haben doch bisher erfolgreich zusammengearbeitet, das wird auch weiter möglich sein. Ich reiße mich schon zusammen, das verspreche ich dir.“ Aber die Probleme wurden nicht geringer, und Max

wurde den Verdacht nicht los, dass sein alter Kumpel vermehrt zur Flasche griff.

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als selber einen Teil der Verantwortung für die Produktion zu übernehmen, und Gerd einen jüngeren, vielversprechenden Techniker zur Seite zu stellen. Als es dann öfters dazu kam, dass Gerd mit Alkoholfahne und verspätet zur Arbeit erschien, war Max' Geduld irgendwann erschöpft: Er führte noch einmal ein längeres, eindringliches Gespräch mit Gerd und stellte ihm wenig später eine schriftliche Abmahnung zu. Das enge Verhältnis zwischen beiden hatte tiefe Risse bekommen, die nicht mehr zu übersehen waren.

In der Folgezeit nahm die Fahrt in den Abgrund an Geschwindigkeit zu, und heute Morgen würde er Gerd die Kündigung überreichen müssen. Er würde sich nicht darum drücken und einen anderen vorschicken, dazu kannten sie sich zu lange. Er war überzeugt, dass sie sich trennen müssten, bevor noch mehr Schaden angerichtet würde. Vielleicht hätte Gerd noch eine Chance gehabt, wenn er sich ärztliche Hilfe geholt hätte. Auch jetzt wäre bestimmt noch etwas zu retten, wenn Gerd es denn nur wollte. Aber Max hatte die Verantwortung für das Gedeihen des Betriebes und eine Familie, für die er sorgen musste.

Nun war es so weit: Gerd stand vor ihm mit gesenktem Kopf und hängenden Schultern, denn er wusste, was nun geschehen würde. Er hatte Angst davor und auch vor dem, was danach auf ihn zukommen würde. Er sagte kein Wort, denn er wusste, wie lange Max diesen Schritt hinausgezögert hatte, und auch, dass er alles Recht dazu

hatte. Dann hob er den Blick, um den Urteilspruch entgegenzunehmen.

Als Max die traurigen Augen in dem grauen, abgemagerten Gesicht seines Freundes sah, die sich auf ihn richteten, war schlagartig alles wieder gegenwärtig: Er spürte die Schwere der messerscharfen Axt in den zum Schlag erhobenen Armen, sah den entblößten Hals des Verurteilten vor sich auf dem Richtblock und wusste, dass er töten würde.

### *Es war einmal...*

Es war einmal ein Junge, der Sönke hieß. Dieser Name ist im Süden unseres Vaterlandes weniger gebräuchlich, aber hier bei uns im Norden und insbesondere im Land nahe der Meeresküste gar nicht so selten und bedeutet in der friesischen Sprache „Söhnchen“ oder „Sohn von“. Sönkes Vater war Fischer gewesen, der jeden Tag in seinem kleinen Boot aufs Meer hinausfuhr und - immer in Sichtweite zum Land - die Netze auswarf. Aber das Meer ist unberechenbar, und die Not der Menschen dort oben war nicht gering, so dass sie auch bei bewegter See ihrer Arbeit nachgehen mussten. Von einer Fahrt auf den von Herbststürmen aufgewühlten Wellen war er nicht mehr zurückgekehrt. Damals war Sönke noch zu jung, um in einem anderen Boot mit hinausfahren und zum Lebensunterhalt beitragen zu können. So lebten seine Mutter und er mehr schlecht als recht vom Ertrag des kargen Ackers hinter ihrer reetgedeckten Hütte und dem, was ihnen ihre einzige Kuh an Milch geben konnte. Als die Mutter eines Tages von einem heftigen Fieber befallen wurde, hatte sie dem nur wenig entgegenzusetzen und starb kurze Zeit später. Nun war Sönke ganz allein auf dieser Welt, denn die Großeltern hatten die Erde schon vor langer Zeit verlassen, und er war das einzige Kind seiner Eltern gewesen. Nur ein entfernter Verwandter seiner Mutter lebte mit Frau und Tochter im nächsten Dorf. Der war bereit, ihn bei sich aufzunehmen, denn eine helfende Hand mehr konnte er gut brauchen. So wuchsen Sönke und Marie im gleichen Hause

auf, und beide waren froh, nun einen Bruder bzw. eine Schwester zu haben.

Aber viel Zeit zum Spielen blieb ihnen nicht. Schon von klein an wurden die Kinder dazu angehalten, ihren Teil an Pflichten im Haushalt, bei der Arbeit im Stall und auf dem Felde zu übernehmen. Das geschah nicht, weil die Eltern ihre Kinder etwa weniger liebten als heutzutage. Die Menschen hatten einfach keine Maschinen, die ihnen die Arbeit erleichterten, und daher musste jeder mit anfangen, so gut er eben konnte. Eines Tages war Sönke alt und kräftig genug, um seinen Platz im Boot des Pflegevaters einzunehmen und mit ihm zum Fischen hinauszufahren. Aus dem schwächlichen, schlaksigen Jungen von einst war ein stattlicher Bursche geworden, und die Deerns, - wie man dort die jungen Mädchen nennt -, begannen, sich gedankvoll nach ihm umzudrehen, wenn er ihren Weg kreuzte.

Als Sönke anfing, sich über das andere Geschlecht Gedanken zu machen, sehnsuchtsvolle Gefühle in ihm erwachten und ihr Ziel suchten, war für ihn alles ganz einfach und klar: Er liebte seine Ziehschwester Marie, und er wusste, wenn er den Blick auf sie richtete, dass seine Gefühle von ihr erwidert wurden. Sie lächelte ihn strahlend an und lehnte sich zärtlich an ihn, und ohne, dass sie darüber gesprochen hätten, war einer sich der Zuneigung des anderen sicher. Auch Sönkes Zieheltern blieb diese Entwicklung nicht verborgen. Zu seiner nicht geringen Verwunderung schienen sie davon aber gar nicht begeistert zu sein und machten ein eher bekümmertes und abweisendes Gesicht. Eines Tages zog ihn der Stiefvater zur Seite und sprach: „Schon als Kinder wart ihr

einander zugetan, und wir waren froh darüber, dass Marie einen Bruder und wir einen Sohn dazu bekamen, der uns leider versagt geblieben war. Und es gibt auch nichts, was wir dir vorwerfen könnten. Du hast uns immer nur Freude gemacht und bist ein folgsames und fleißiges Kind gewesen. Wir haben auch überlegt, dir eines Tages, wenn Marie gut verheiratet wäre, den Hof und das Boot zu überschreiben, damit du dein Auskommen hättest und wir im Alter nicht alleine blieben. Aber wir haben euch beide immer als Geschwister gesehen. Schon vor einiger Zeit hat Hanke Hansen, der reichste und angesehenste Bauer weit und breit, um Maries Hand angehalten, und wir haben seiner Werbung freudig zugestimmt. Wir stehen bei ihm im Wort. Eine bessere Partie kann unsere Marie gar nicht machen. Wir fühlen uns durch Hankes Antrag geehrt und brauchten uns auch keine Sorge darum zu machen, wie es Marie eines Tages gehen wird, wenn wir nicht mehr da sind. Was kannst du ihr denn schon bieten außer einem guten Namen und der Kraft deiner Hände? Wenn du dir vorgestellt hast, ihr beide könntet ein Paar werden, schlag dir das aus dem Kopf. Dazu werden wir nie unsere Zustimmung geben!“.

Von da an änderte sich auch Maries Verhalten: Sie wich ihm aus, wo sie nur konnte, und ihr Blick suchte ein anderes Ziel, sobald sie seiner ansichtig wurde. Alle frühere Vertrautheit und Zärtlichkeit waren von einem auf den anderen Augenblick wie fortgewischt. Als Sönke sie eines Tages zur Rede stellte, brach sie in heftiges Schluchzen aus und wollte sich gar nicht mehr beruhigen. Er schlug ihr vor, mit ihm davon zu gehen und

gemeinsam anderswo ihr Glück zu versuchen. Doch Marie schüttelte nur traurig den Kopf; sie wollte ihre Eltern, die ihr Wort gegeben hatten, nicht enttäuschen und ihnen keine Schande machen.

„So werde ich von hier fortgehen und versuchen, dich zu vergessen. Würde ich hierbleiben und dich jedem Tag zusammen mit dem anderen sehen, dann müsste ich verzweifeln.“ Sönke nahm traurig Abschied von den Menschen und dem Haus, die ihm so viele Jahre Heimat gewesen waren, packte sein Bündel wie jene Handwerksge- sellen, die man auch heute noch hin und wieder auf der Walz sehen kann, und ging davon, ohne sich auch nur einmal umzudrehen. Bald verließ er das ihm bekannte Land, und nachdem er einige Zeit die Küste entlang nach Süden gewandert war, lenkte er seine Schritte weg vom Meer und lernte eine Landschaft kennen, die mit ihren Hügeln, Bächen, Feldern und Wäldern so ganz anders war als die karge, sturmdurchtoste Landschaft, in der er aufgewachsen war.

Viele Tage lang marschierte er weiter und traf dabei auf die unterschiedlichsten Menschen und Sitten. Auch die Sprache veränderte sich mehr und mehr, je weiter er sich von zuhause entfernte. Aber noch konnte er sie verstehen, wenn er aufmerksam hinhörte.

Nachdem er mit einem Fährboot einen breiten Fluss überquert hatte, kam er bald danach in einen dichten Wald, der gar kein Ende nehmen wollte. Zuerst folgte er noch breiteren Wirtschaftswegen, die nach und nach von schmaler werdenden Pfaden abgelöst wurden, bis sich am zweiten Tag jede Spur verlor. Sollte er auf dem Wege zurückgehen, den er gekommen war, und es an

einer anderen Stelle versuchen? Sönke beschloss, sich auf sein Glück zu verlassen, und bahnte sich einen Weg durch die Wildnis. Die zweite Nacht verbrachte er schlafend in einem alten, hohlen Baum, und als er nach dem Aufwachen eine gute Stunde gegangen war, gelangte er an eine ausgedehnte Lichtung. Ein bunter Bauerngarten und der Acker neben einer bescheidenen Lehmhütte, aus deren Schornstein dichter Rauch zum Himmel aufstieg, verrieten ihm, dass in dieser Abgeschlossenheit Menschen lebten. Sein Magen knurrte vernehmlich; auch die Wasserflasche spendete ihm keinen Tropfen mehr. So beschloss Sönke, anzuklopfen und um Essen und Trinken zu bitten.

Die Tür öffnete sich laut knarrend, und vor ihm stand ein alter Mann mit langem, weißen Bart, der sichtlich guter Laune war und ihn aus lebhaften Augen freundlich anlitzte. „Welche Überraschung! Habe ich doch heute Morgen nach so langer Zeit endlich wieder einmal Besuch, und dazu noch von solch einem kräftigen Burschen. Komm nur herein und greife tüchtig zu, es ist genug für uns beide da!“ Nachdem der ärgste Hunger gestillt und der Durst gelöscht war, fand sich Zeit für ein Gespräch. Und so fest Sönke bisher seinen Kummer in sich vor aller Welt verschlossen hatte, brach nun alle Verzweiflung und Traurigkeit aus ihm heraus, und er vertraute sich dem Alten an. Der hörte ruhig und aufmerksam zu und unterbrach ihn mit keinem Worte, bis er alles gesagt hatte, was ihn bedrückte. Dann blickte jener ihm prüfend in die Augen und entgegnete: „Es ist gut, dass du gesprochen hast. Ein Mensch wird krank, wenn er solch tiefen Kummer in sich verschließt und mit

keinem darüber reden kann. Der Anfang ist gemacht. Wenn du magst, kannst du einige Zeit hier bei mir bleiben und mir zur Hand gehen. Du hast gesehen, was es zu tun gibt. Für einen Burschen wie dich ist es keine große Last, mir würdest du aber das Leben erleichtern und vor allem willkommene Gesellschaft leisten. Wir werden genug Zeit zum Reden haben, und eines Tages wird auch dein Herz wieder friedlich schlagen können. Übers Jahr, wenn's dir besser geht, und du wieder gehen möchtest, magst du dein Bündel schnüren. Und wenn du mir treu dienst diese Zeit hindurch, soll es dein Schaden nicht sein.“

Nach einigem Nachdenken willigte Sönke ein und die Zeit verging ihm dort in der Waldeseinsamkeit wie im Fluge. Als aber das Jahr verflossen war, sehnte er sich zurück nach der Gesellschaft der Menschen. Außerdem wollte er auch erfahren, wie es seiner Ziehschwester inzwischen ergangen war. Er fühlte, er war ihr immer noch gut, doch Verzweiflung und Trauer waren von ihm gewichen, und er hatte den Blick wieder frei für die Wunder des Lebens um sich herum. So bat er den Alten um seinen Abschied, der beiden nicht leichtfiel. Der Lohn für die geleistete Arbeit fiel mehr als großzügig aus. Sönke wollte protestieren, aber sein Gastgeber bestand darauf: „Du hast deinen Lohn zu Recht verdient. Außerdem wirst du ihn brauchen können, wenn du in die Welt zurückkehrst, um einen neuen Anfang zu machen. Gottes Segen begleite dich auf deinem Wege!“. Und so machte sich Sönke auf den Weg heimwärts. Als er wieder aus dem Wald und unter Menschen kam, fiel ihm auf, dass ihn diese verwundert anschauten, und die

Menschen und ihre Dörfer schienen ihm merkwürdig verändert.

Als er nach einigen Tagen die Heimat erreichte, erkannte er sein Dorf kaum wieder. Manches neue Haus war erbaut und in diesem einen Jahr dennoch schon sichtbar gealtert, andere waren vom Erdboden verschwunden. Auch das bescheidene Haus seiner Pflegeeltern fand er nicht mehr vor. Er blickte in die Gesichter der Menschen, suchte in ihnen vergeblich nach bekannten Zügen. Sönke überraschte, dass ihn auch hier die Menschen verwundert anschauten und ihm mit einer gewissen Hochachtung begegneten, die einem jungen Burschen gegenüber eigentlich nicht angemessen schien. Als er nach Marie und Hanke Hansen fragte, führte man ihn zu einem stattlichen Gutshof und zeigte ihm den Balken oberhalb des breiten Tores, der mit den geschnitzten Schriftzeichen der beiden und einer Jahreszahl versehen war. „Ehrwürdiger, hier haben sie einmal gelebt, und wie du den Zahlen entnehmen kannst, ist das schon lange, lange her. Heute bewirtschaftet ein Nachkomme der beiden den Hof. Wenn du möchtest, können wir dich zu ihm führen.“

Auf dem Wege ins Haus kam er an einer in der Sonne blinkenden Fensterscheibe vorbei, und als er hineinsah, erblickte er darin das faltenreiche Antlitz eines weißhaarigen Greises mit langem, silbergrauem Bart.

## *Im Dunkel*

Erschöpft und wie zerschlagen schleppte sich Alfred die Treppenstufen bis zu seiner Wohnung hinauf. War das heute ein mörderischer Tag gewesen! Das fing schon am frühen Morgen damit an, dass er das intensive Röhren des Weckers einfach überhörte und erst durch ein wiederholtes Signal – das wievielte eigentlich? – hochgeschreckt wurde. Normalerweise erwachte er dank seiner inneren Uhr kurz vor diesem nervtötenden Alarm. Doch so ging es gleich mit Hetzerei und Katzenwäsche los, und das beschauliche Frühstück samt Zeitungslektüre musste er auf morgen früh verschieben. Mit Ach und Krach kam er nach noch nächtlicher Fahrt in Eis und Schnee halbwegs pünktlich an seinem Arbeitsplatz an. Die Kollegen waren bereits alle anwesend und grinsten ihm schadenfroh entgegen. „Und das ihm, der sonst immer so auf Pünktlichkeit und Korrektheit besteht! Schön, dass es *den* auch mal erwischt!“ Er konnte ihre hämischen Gedanken förmlich hören. So ging das den ganzen Tag weiter: Nur Ärger, nicht enden wollender Termindruck und stetige Hetze ohne einen Augenblick des Atemholens. Natürlich wurde es auch wieder später als vorgesehen, bis er endlich heimfahren konnte, im Schneegestöber wie schon die Tage zuvor, nach einem Zuhause, das ihn in seiner Eintönigkeit und Freudlosigkeit auch nicht gerade mit Macht anzog. Niemand erwartete ihn dort: Vor vierzehn Tagen war Angelika nach mehr als zwei Jahren frustriert aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen. Ihre Beziehung war – man

könnte mit Recht sagen: aus Mangel an Gelegenheiten – sang- und klanglos eingeschlafen.

Als er sich seinem Wohnviertel näherte, hatte es zwar aufgehört zu schneien, aber er fand alles in tiefster Dunkelheit: Die Straßenlaternen waren erloschen, die Schaufenster der benachbarten Geschäfte ebenfalls tief-schwarz, und auch aus den Fenstern der Wohnungen drang kein Lichtschimmer nach draußen. Die schmale Sichel des neuen Mondes ließ die Umrisse der Häuser nur in einem schemenhaften Grau erahnen. Fluchend schlug er die Autotür zu und tastete sich vorsichtig zur Haustür vor. Jetzt noch so kurz vor dem Ziel auszuruhsen und sich die Knochen zu brechen, das hätte diesen Tag wirklich abgerundet. Aber darauf war er nicht scharf.

Im Treppenhaus erwartete ihn ebenfalls tiefste Schwärze: Der Druck auf den Knopf für das Flurlicht blieb erfolglos, und der Aufzug war natürlich auch außer Betrieb. So machte er sich - innerlich hadernd - auf den Weg, um sich Schritt für Schritt zum sechsten Stock emporzuarbeiten.

Nach einer Ewigkeit, - wie ihm schien -, hatte er endlich sein Ziel erreicht und befühlte den Knauf seiner Wohnungstür und das Schloss darunter. Der Schlüssel ließ sich zwar einführen, als er ihn aber drehen wollte, klemmte er. Das fehlte ihm gerade noch zu seinem Glück! Alfred lehnte sich nochmals etwas kräftiger gegen die Tür, da gab sie glücklicherweise doch nach und ließ ihn eintreten. Der instinktive Griff zum Lichtschalter blieb vergeblich, und so tastete er sich vorsichtig vom Flur zum Wohnzimmer vorwärts. Irgendwo musste

hier doch der Leuchter mit den Kerzen stehen, die aus romantischeren Tagen übriggeblieben waren, oder hatte er die in seinem Ärger etwa bereits entsorgt? Sein Suchen im nahezu lichtlosen Raum blieb erfolglos. Da erspürten seine Finger eine Streichholzschachtel, in der einige Zündhölzer jene Lichterzeit überlebt hatten. Unsicher riss er eines an. Es flackerte kurz auf, so dass er seine nächste Umgebung in grauen Umrissen erkennen konnte. Eine hastige, ungeschickte Bewegung mit der Hand, - und es erlosch wieder. Er durfte nicht zu verschwenderisch damit umgehen, denn sein Vorrat reichte nicht allzu weit.

Alfred überlegte, was zu tun wäre. Schon in wenigen Stunden war die Nacht zu Ende, und er müsste von neuem seiner beruflichen Tätigkeit nachgehen. Vielleicht sollte er sich einmal so richtig gehen lassen und blaumachen. Doch das war noch nie seine Art gewesen, auch wenn er heute eine gewisse Verlockung dazu verspürte. Also sollte er zusehen, dass er ins Bett und zur Ruhe kam.

Als er die Tür zum Schlafzimmer öffnete, hörte er tiefe, ruhige Atemzüge, die ihn ein wenig froh machten, aber auch zutiefst verunsicherten. Sollte Angelika es sich doch anders überlegt haben und zu ihm zurückgekehrt sein? Er wäre froh darüber gewesen, denn er liebte seine gewohnte Ordnung.

Zartfühlend zog er sich ins Wohnzimmer zurück und richtete sich die Couch provisorisch als Nachtsyl her. Wie hätte er es über sich bringen und Angelika aus ihrem sicherlich verdienten Schlummer reißen können?

Mit einem Lächeln um die Mundwinkel versank er rasch in erschöpften Schlaf.

Alfred wurde davon wach, dass er eine warme und zärtliche Berührung spürte. Jemand erkundete mit vorsichtiger Geduld das ausgedehnte Gebiet seines unbedeckten Körpers. Längere Zeit verweilten die forschend tastenden Fingerspitzen auf seinem Gesicht, zeichneten feinfühlig jeden Schwung, jede Einkerbung nach, streichelten verspielt Arme und Schultern, verweilten kurz bei den sich versteifenden Brustwarzen, um sich dann über seinen Bauch liebevoll, aber zielbewusst den tiefer gelegenen Regionen zuzuwenden.

Alfred war eigentlich ausgelaugt, zutiefst erschöpft, dennoch spürte er, wie sein Geschlecht anschwellte und sein Körper voller Verlangen erzitterte. Er fühlte die Wärme eines jungen und zarten Körpers, der sich ihm entgegen drängte, um ihn ganz in sich aufzunehmen. Sie verschmolzen miteinander, und er vergaß alles, was er je gewollt hatte.

Als er wieder zur Besinnung kam, spürte er sie in seinen Arm gekuschelt, ganz ruhig atmend, und er verhielt sich so still wie möglich, um ihren Schlaf nicht zu stören. Tief atmete er ihren Duft ein, so berauschend, wie er ihn noch nie in seinem Leben hatte erfahren dürfen.

Als Alfred erwachte, war sie aus seinem Arm heraus auf ihre rechte Seite gerollt und schlief völlig entspannt neben ihm. Noch einmal sog er hingebungsvoll und mit Genuss das natürliche Parfüm ihres Leibes in sich ein und fühlte sich reich beschenkt.

Er drückte den Knopf seiner Armbanduhr und sah, es war Zeit, um sich auf den Weg zur Arbeit zu machen.

Im Unternehmen hatte er für den Fall aller Fälle Kleidung zum Wechseln deponiert und auch die Möglichkeit, sich frisch zu machen. Vorsichtig stand er auf und tastete sich zu seinen Sachen, die er ruhig wieder anzog. Dabei berührte er die Schachtel mit den Streichhölzern. - Einen Augenblick hielt er zögernd inne. Doch dann wandte er sich entschlossen zum Flur, öffnete vorsichtig die Wohnungstür und zog sie so leise wie möglich hinter sich ins Schloss.

## *Wie war Dein Tag, Schatz?*

Eduard konnte sich nun schon einige Jahre des wohlverdienten Ruhestandes erfreuen, den er nach rund vierzig Berufsjahren einigermaßen gesund und munter erreicht hatte. Wie hatte er sich doch auf diese Zeit gefreut, in der er frei von Zeitzwängen und Dienstanweisungen endlich seinen Interessen nachgehen könnte. Nun würde er die Zeit finden, all die Bücher zu lesen, die er und seine Frau im Laufe der vielen Jahre erworben hatten. Wenn ihn eine Fernseh- oder Rundfunksendung interessierte, müsste er nicht mehr mit schlechtem Gewissen auf die Uhr sehen, könnte Gespräche, die ihm wichtig wären, so lange verfolgen, wie es ihm gefiele, und Bücher, die ihn fesselten, genüsslich auch noch um drei Uhr morgens zu Ende lesen. Niemand hetzte ihn mehr, kein Wecker schrillte und jagte ihn in stockdunkler Nacht aus dem mollig-warmen Bett, das wäre nun alles vorbei! Paradiesische Zeiten würden hereinbrechen und sein Leben eitel Freude und Sonnenschein sein, - hatte er sich damals gedacht, erhofft und erträumt.

Doch wie heißt es so schön? Irgendjemand sorgt schon dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen, dass kein hemmungsloses Chaos ausbricht im vermeintlichen Garten Eden. Und im Zweifelsfalle ist dieser Jemand die liebende Ehefrau, die sich darum kümmert, dass der nun arbeitslose Lebensgefährte nicht ziellos in der Gegend umherirrt, sich etwa langweilt und vielleicht dann noch trübsinnig wird: Schon gleich nach dem Aufwachen bleibt ihm der Morgenkaffee im Halse stecken, wenn sie ihm eröffnet, welche Freizeitbeschäftigungen

seiner am heutigen Tage harren. Es kommt infolgedessen schon einmal vor, dass Eduard sich voller Sehnsucht der guten, alten Zeiten seines Berufslebens erinnert.

Er kann sich nunmehr stets darauf verlassen, dass sie sich wirklich Gedanken macht, was er alles so an diesem Tage erledigen könnte, wobei sie nicht selten die spitze Bemerkung fallen lässt: „Eigentlich könntest Du ja auch selber darauf kommen! Aber wenn man sich darauf verlassen wollte...“. Wobei diese Frau überhaupt nicht in Erwägung zieht bzw. ziehen will, dass Eduard eine etwas andere, eben nicht ganz so enge Sicht der Dinge hat wie sie und in der Gelassenheit des Alters alles etwas ruhiger angeht.

Hat er sich für diesen Tag etwa einmal vorgenommen, geruhsam in einem Buch zu lesen oder einen ausgedehnten Spaziergang oder eine Fahrt in die nahegelegene Stadt zu unternehmen, sieht der heutige Dienstplan Wäschewaschen und Generalreinigung der Wohnung vor, wobei sie ihm dann haarklein auflistet, auf was er alles zu achten hätte. „Und setze doch bitte mal die Brille auf, wenn du saubermachst, und denk auch an die Ecken. Dafür nimm bitte die spitze Düse, da kommst du mit der breiten nicht hin, sonst bleibt der Dreck wieder liegen!“ usw. usw. Und Eduard darf sich hundertprozentig darauf verlassen, dass sie nach ihrer Rückkehr aus dem harten Berufstag dennoch Zeit finden wird, sich davon zu überzeugen, ob er ihre wohlgemeinten Ratschläge auch befolgt hat. Gegebenenfalls wird sie ihn zart darauf hinweisen, wo etwas seiner beschränkten Aufmerksamkeit entgangen sei. „Wenn man denn nicht alles selber macht!“.

Falls und wenn er dann nach des Tages Müh‘ und Plag endlich doch einmal Zeit für ein Buch findet und auf geruhsame und entspannte fünf Minuten hofft, ja, sich regelrecht darauf freut, kreuzt sie mit Sicherheit gerade dann auf, betrachtet ihn mit spöttisch-vorwurfsvollem Blick und seufzt: „So gut wie du möchte ich’s auch mal haben!“.

## *Ordnung muss sein!*

Karl-Theodor Brinkmann war seit zwei Jahren im wohlverdienten Ruhestand. Bis zu seinem siebenundsechzigsten Lebensjahr hatte er einem Steuerberatungsbüro vorgestanden, das sich weniger Privatkunden, sondern eher Geschäftsleuten sowie Klein- und Mittelbetrieben annahm.

Geradlinigkeit, hundertprozentige Zuverlässigkeit und Diskretion, perfekte Ordnung in privaten und beruflichen Dingen waren für diese Profession unabdingbare Voraussetzungen. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die diesen Anforderungen nicht genügten oder sie aber in Frage stellten, wurden von ihm schon vor Beendigung der halbjährigen Probezeit ohne Erbarmen und ohne Hemmungen vor die Tür gesetzt. Aber auch langjährige Zugehörigkeit zur Kanzlei hinderten ihn nicht, seine Grundsätze ohne zu zögern umzusetzen, wenn jemand dagegen verstieß.

Ihm direkt unterstellt war eine Sekretärin, die neben ihren sonstigen Tätigkeiten nicht nur dafür verantwortlich war, dass er Tag für Tag pünktlich um neun Uhr dreißig seinen mit drei Süßstofftabletten gesüßten Filterkaffee auf dem dafür vorgesehenen Platz auf seinem Schreibtisch vorfand, sondern auch dafür, dass er ohne lange suchen zu müssen die benötigten Akten und Unterlagen griffbereit zu Hand hatte, und dass lästige, unerwünschte Klienten nur einmal bis zu ihm vordringen konnten.

Und dann zur Ordnung auf seinem Schreibtisch: Ein einziges Mal, und das kurz, knapp und

unmissverständlich, hatte er ihr zu verstehen gegeben, wie sie diese Ordnung zu erhalten hätte, angefangen bei den nach Größe und Farbe geordneten Stiften zur Bearbeitung der Akten, der genauen Lage der anderen Schreibtischutensilien bis hin zur exakten Anzahl der Lagen Konzeptpapiers, das allmorgendlich auf Sollstärke zu ergänzen wäre. Der Beruf, der solche Genauigkeit und Zuverlässigkeit erforderte, hatte Karl-Theodors Hang zur Pedanterie über die Jahre hinweg zur vollen Entfaltung gebracht.

In all den Berufsjahren hatte er an die häuslichen Angelegenheiten keinen Gedanken verschwendet. Er war voll ausgelastet mit seiner Tätigkeit, durch die er seiner Familie einen angemessenen Lebensstandard ermöglichte, und durfte wohl mit Fug und Recht erwarten, dass seine Frau ihm den Rücken freihielt und mit den alltäglichen, familiären Querelen verschonte. Er hatte doch, weiß Gott, genug um die Ohren, als dass er sich damit auch noch belasten wollte. Außerdem hatte er sich sein Leben lang nie dafür interessiert, wie ein Geschirrspüler und eine Waschmaschine funktionierten, oder mit welchem Waschmittel bei wie viel Grad sein Oberhemd gewaschen werde müsste, oder wie man einen tropfenden Wasserhahn zur Räson brachte. Für solche Notfälle gab es Handwerker, und für die anderen Belange war die Hausfrau zuständig. Er ging davon aus, dass somit alles geklärt war, und jedermann ganz genau Bescheid wusste, was er zu tun hatte. Hin und wieder war es leider dennoch unumgänglich, seiner Frau unmissverständlich klarzumachen, welches ihre Aufgaben wären und vor allem, wie er sich die Behaglichkeit seines Zuhauses

vorstellte und auch erwartete. Er gebrauchte, wie in der Kanzlei, klare, unmissverständliche Worte, die keinen Irrtum zuließen, und hatte sich auch im persönlichen Bereich schon früh seiner Frau und seinen Kindern gegenüber den Ton angewöhnt, in dem er im Büro seine Anweisungen erteilte, kurz, klar und unpersönlich.

Dann, zwar mit zwei Jahren Verzögerung (- „Galgenfrist“, meinte er immer -), war die berufliche Tätigkeit in der Kanzlei beendet, und Karl-Theodor „ante portas<sup>1</sup>“, wie es bei Lorient in einem seiner Filme heißt. Allzu sehr umstellen musste er sich nicht, denn er hatte ja schon vorher seiner Frau Anweisungen erteilt, aber im Vergleich zu vorher hatte er jetzt mehr Zeit zur Verfügung, sich den häuslichen Abläufen und Befindlichkeiten eingehend und mit Akribie zu widmen. Und was Karl-Theodor tat, das tat er wie stets mit Überzeugung und Bestimmtheit. Nicht, dass er nun versucht hätte, sich mit der Funktion der diversen elektrischen und elektronischen Haushaltshilfen vertraut zu machen, oder dass er aus Beschäftigungsmangel um das Vorrecht gebeten hätte, die Wohnung staubsaugen oder den Müll zur Mülltonne unten vor dem Haus bringen zu dürfen. Nein, davon war nicht die Rede. Aber nun hatte er ja genug Zeit, alles gründlich zu beobachten und seine Verbesserungsvorschläge in Form klarer Verhaltensregeln zu Papier bzw. an Frau und Kinder zu bringen. Und er achtete auch sehr genau darauf, dass diese von ihm erstellten, neuen Regeln auch eingehalten wurden. Karl-

---

<sup>1</sup> vor den Toren (von: „Hannibal ante portas!“)

Theodor verwahrte sich gegen die familienweit verbreitete Unsitte, Besteckteile ohne Sinn und Verstand völlig ungeordnet in den Besteckkasten des Geschirrspülers zu werfen: Der Größe nach waren sie nun in die einzelnen Fächer sorgfältig einzuordnen. Das gleiche galt natürlich auch für Teller, Tassen, Gläser und dergleichen. „Was man ordentlich einordnet, kann man auch wieder geordnet entnehmen. Und außerdem, wie sieht das denn aus? Alles so krumm und schief und unterschiedlich groß, einfach abstoßend!“, war sein Predigttext.

Beim Mülleimer konnte er beobachten, dass sich oft genug unter der eingelegten Plastiktüte durch Schwitzwasser oder ähnliches eine übelriechende Feuchtigkeitslache bildete, die zu Schimmelbildung führen konnte. Ab sofort waren vor dem Einfügen einer neuen Mülltüte drei Lagen Zeitungspapier in den Eimer einzulegen, um dies zu verhindern. Drei Lagen, genau drei Lagen, darauf bestand er, denn weniger als drei wären uneffektiv gewesen, mehr als drei dagegen Materialverschwendung. Damit diese Anweisung auch befolgt wurde, führte er regelmäßig Kontrollen durch, deren Ergebnisse ihn leider allzu oft in seinem Misstrauen gegenüber der Zuverlässigkeit seiner Ehefrau bestätigten.

Einige Zeit lang hatte die leidgeprüfte Ehefrau seine neuen Marotten über sich ergehen lassen, aber eines Tages war auch ihre Geduld erschöpft. „Statt uns hier ständig neue Vorschriften zu erteilen und deren Einhaltung zu kontrollieren“, fauchte sie, „solltest du dich vielleicht endlich mal herablassen und versuchen, mit den verschiedenen Geräten im Haushalt vertraut zu werden. Das wäre gewiss sinnvoller und hilfreicher. Du bist ja

noch nicht mal in der Lage, dir mit Hilfe der Kaffeemaschine einen Kaffee zu kochen oder den Geschirrspüler auszuräumen und die Teile an den richtigen Stellen einzuräumen. Außerdem, vielleicht suchst du dir endlich mal selber die Sachen zum Anziehen heraus, und beschäftigst mich nicht ständig mit solch alltäglichen Dingen. Jetzt hast du doch Zeit genug dazu. Und außerdem, was machst du denn, wenn ich hier eines Tages tot umfalle? Wie willst du dann allein zurechtkommen?“

Karl-Theodor stutzte nur kurz, um dann zu antworten: „Ach, alles halb so schlimm, das werde ich schon hinkommen. Aber bevor du stirbst, erkläre mir noch mal, wie die Waschmaschine zu bedienen ist.“

## *Frischfleisch*

*In Erinnerung an Giacomo Casanova*

Ein wenig gelangweilt und ihrer schon wieder überdrüssig werdend betrachtete er die zierlichen, quellenden Formen der jungen Frau, die neben ihm mit einem beseligten Lächeln auf den Lippen eingeschlafen war. Gerade eben noch hatten sie sich wie rasend bis zur Erschöpfung geliebt. Wieder einmal konnte er mit sich zufrieden sein: Ohne größere Anstrengungen war es ihm gelungen, ihre Hemmungen zu überwinden und sie zur höchsten Ekstase zu führen. Es war - wie immer - äußerst reizvoll gewesen, eine unberührte Blüte zum Aufbrechen und Entfalten zu bringen. Aber rascher als eine Blüte verwelkte, verblasste sein Verlangen nach der, deren Geheimnisse er ergründet hatte. Eine Wiederholung hatte keinen Reiz für ihn; eine längere Beziehung langweilte und ermüdete ihn, wie er aus Erfahrung wusste. Die Hingabe einer jungen Frau, die seine erwachende Begierde erst ängstlich, dann jedoch immer hemmungsloser ausleben will, war ihm höchster Genuss. Er hatte bekommen, was er sich wünschte. Jetzt musste er nur dafür sorgen, dass er diese ungleiche Beziehung möglichst bald und reibungslos beendete, um sich dem nächsten Vergnügen zuwenden zu können.

Manche Männer bevorzugen reife, verheiratete Frauen, die ahnen oder gar wissen, was sie in ihrer ehelichen Beziehung entbehren müssen, und sich mit weniger Hemmungen auf ein Abenteuer einlassen. Diese Frauen sind dankbar für jede liebevolle Zuwendung und in der Regel nicht daran interessiert, geheiratet zu werden. Er

jedoch hatte eine andere Vorliebe: Ihm machte es besonderes Vergnügen, „junge Stuten einzureiten“, wie er das nannte. Er genoss es, die noch kaum bewusste Sexualität derer zu wecken, die an der Schwelle vom Kind zur Frau stehen, und somit der erste Mann zu sein, dem sie sich vertrauensvoll hingeben.

Es erregte ihn, ihr Verlangen zu schüren und vorhandene Hemmungen abzubauen. Was er dabei verabscheute, war rohe Gewalt. Er würde nie Gewalt anwenden, wollte keinen Widerstand brechen, sondern die Unerfahrene behutsam verführen und ihre frisch geweckte und sich steigernde Begierde genießen. Dazu war ihm jedes wirksame Mittel recht.

Zwar war er nicht der Typ von Mann, dem Frauen bewundernd hinterher blickten, sondern eher einer, der auf den zweiten Blick gewann. Aber mit seiner freundlichen und offenen Art, seinem Charme, der sich im Gespräch mehr und mehr entfalten konnte, mit Wärme und Rücksichtnahme gewann er das Vertrauen der Menschen, denen er sich zuwandte. Alle diese Mittel setzte er berechnend ein, überlegte genau, wen er meinte und in welcher Dosierung er seine Möglichkeiten anwenden sollte. Hatte er einmal das Ziel seiner Begierde gefunden, konnte er unendliche Geduld aufbringen, - wenn Geduld hier das Mittel seiner Wahl war. Er setzte seine Worte, den Klang seiner Stimme und seine bewundernden, schmachtenden Blicke gezielt so ein, dass sie ihm den gewünschten Erfolg bescherten, und wenn Liebeschwüre und Treueversprechen gefragt waren, dann kannte er ebenfalls keine Skrupel, sie als Werkzeug zu benutzen. Aber nicht allein die endlich erreichte

Hingabe der jungen Frauen genoss er, sondern auch den Weg dorthin, die kleinen Siege, die das Erstrebte vorbereiteten und lustvoll erahnen ließen.

Jede Frau war anders, jede wollte auf ihre besondere Art und Weise angesprochen und geführt oder richtiger: verführt werden, das hatte er schon sehr früh gelernt. So setzte er seinen ganzen Ehrgeiz daran, herauszufinden, wie er ihre Gefühle beeinflussen konnte, und es schmeichelte seinem Bewusstsein, sich darin höchst selten geirrt zu haben.

Die Wege mochten unterschiedlich, mochten mehr oder weniger mühselig sein, aber das alles verblasste gegenüber dem Reiz, den bereits die einzelnen Schritte seines Weges hin zum Ziel auf ihn ausübten. Noch nie hatte er erlebt, dass er abgewiesen wurde, dass eine der begehrenswerten, jungen Frauen sich ihm verweigerte. Letztendlich war jede seinen kunstvollen Umgarnungen erlegen und schwach geworden, hatte sich ihm lustvoll geöffnet und ihn voller Begehren an sich gezogen. Ja, er konnte mit ihnen umgehen, konnte ihre Begierde wecken – und auch befriedigen, und es schmeichelte ihm, dass er dabei nur Freude verschenkte. Bei alledem kam er nicht zu kurz. Er war gewiss nicht selbstlos, aber er hatte schon sehr früh verstanden, dass er nur dann höchste Wonnen erleben konnte, wenn er auch selber diese Wonnen denen schenkte, die er begehrte.

War es nicht ein Glücksfall für sie, dass sie durch ihn in die Mysterien der körperlichen Liebe eingeführt wurden statt durch irgendeinen unerfahrenen oder rücksichtslosen Tölpel, der nur seine eigene Befriedigung suchte und dabei ihre Wünsche und Gefühle völlig ignorierte?

Noch einmal ließ er seinen Blick über die wohlgeformte, junge Frau schweifen, die mit ihm den Rausch der Leidenschaft geteilt hatte, und erinnerte sich voller Freude an die ersten, verschämten Blicke, die erste, behutsame Berührung ihrer samtene Haut, den erregenden Geruch der unberührten, jungen Frau, der ihm - wie immer - beinahe die Sinne raubte, dachte zurück an das wie zufällige Tasten seiner fast schwebenden Finger ihren Nacken entlang, durch ihr lockiges, erregend duftendes Haar, das ihn an das feuchtwarme Vlies denken ließ, das noch seiner Entdeckung harrte. Er freute sich an der sanften Rundung ihrer festen Brüste, spürte noch einmal, wie sich ihre Brustwarzen bei seiner Berührung jäh versteiften und ihr Atem kürzer und heftiger wurde, und wie sie ihm bereitwillig entgegenfieberte, als seine Hand federleicht und zärtlich-verspielt die Innenseite ihrer Schenkel entlang strich. Als er ihren geheimsten Bereich liebevoll umkreist und zärtlich streichelnd erkundet hatte, waren alle Hemmungen vergessen gewesen, hatte sich ihr heißer Leib ihm voller Verlangen entgegen gedrängt. Es war erregend und – wie immer – befriedigend gewesen, ihr Begehren zu erleben, zu fühlen, wie sie der Vereinigung mit ihm entgegenfieberte. Was dann kam, war für ihn wieder einmal ein Genuss, der alles übertraf, was es sonst im Leben noch Erstrebenswertes gab, immer wieder ähnlich, aber dennoch jedes Mal einzigartig und atemberaubend.

Er hatte seiner Schülerin den Weg zu höchsten Freuden eröffnet und sie in die Mysterien eingeführt. Nun wusste sie, was möglich war, was sie von der körperlichen Liebe erwarten konnte, und hatte ihre Wünsche und

Empfindungen kennengelernt. Dies durfte er keinesfalls durch Gedankenlosigkeit oder Selbstsucht wieder zerstören.

Nun kam das eigentlich Schwierige der Aktion: Er wusste, er würde gehen, würde sie - wie alle anderen zuvor - verlassen. Die Kunst dabei war, den Abschied so zu gestalten, dass er sie dadurch nicht zu sehr kränkte, damit sie das „erste Mal“, das erste intime Erleben, immer als etwas erregend Schönes und Einmaliges in Erinnerung behalten könnte. Dieses Vorhaben erforderte seine volle Konzentration, das nötige Feingefühl und auf jeden Fall großzügige Rücksicht auf die E Levin. Wenn ihm auch das gelang, konnte er – wieder einmal – höchst zufrieden mit sich sein!

## *Die dunkle Seite*

Die heiße Lohe, die ihm das Atmen fast unmöglich gemacht hatte, verglühte zögerlich und erlosch. Nur nach und nach fand er ins Jetzt zurück und nahm seine Umgebung verschwommen wieder wahr. Was war geschehen in der Zeit, in der sein Denken und Fühlen in eine alles verschlingende Flamme eingetaucht war? Er hatte die Nachempfindung einer gewaltsamen Entladung, die ihn mit ins Chaos zu reißen schien, einer alles versenkenden Glut und blendenden Helle. Aber er war noch da, wenn auch mit zitternden Gliedern, und blickte verstört um sich. Was war geschehen?

Die Beine drohten ihm den Dienst zu versagen, und er senkte den Blick auf der Suche nach einer Sitzmöglichkeit. Vor ihm lag in einer Lache dunkelroten Blutes ein Mensch, bewegungslos, stumm und seltsam verkrümmt. Er blickte auf seine rechte Hand: Mit verkrampften Fingern hielt er ein Eisenrohr, dessen Ende mit Blut verschmiert war. Haare klebten daran. Offenbar war er zum Mörder geworden, hatte einen Menschen erschlagen, aber warum? Wie war es dazu gekommen? Er war ein unscheinbarer, zurückhaltender, ja schüchterner Mann, der mit allen Menschen in Frieden zu leben suchte, niemanden bedrohen und keinem körperliche oder seelische Gewalt antun würde. Das alles war ihm zutiefst zuwider, wäre nie eine Lösung für ihn gewesen. Aber er konnte auch nicht die Augen vor dem verschließen, was ihm zu Füßen lag, konnte nicht leugnen, dass ihm etliche Augenblicke in seiner Erinnerung fehlten, die er auch mit aller Anstrengung nicht zurückholen konnte.

Wie nur war diese Tat möglich gewesen, die seiner Natur augenscheinlich zuwiderlief? Was war mit ihm geschehen, dass er enthemmt und gewaltbereit einen anderen Menschen angefallen und ein Leben ausgelöscht hatte? Wie kam diese Mordwaffe in seine Hand, hier mitten im Wald? Hatte er sie vorsätzlich mitgebracht? Es konnte keine Notwehr gewesen sein, denn da war keine andere Tatwaffe zu sehen, nichts, was ihn bedroht haben könnte, nichts, wogegen er sich zur Wehr hätte setzen müssen, um zu überleben. Es gab nur das blutverschmierte Eisenrohr in seiner verkrampften Hand. Er zwang sich, die Finger zu lösen, und schleuderte das Rohr voller Abscheu von sich.

Aber wer war der Tote, der da auf dem Waldweg vor ihm lag? Es war ein Mann, etwa in seinem Alter, das hatte ihm ein erster flüchtiger Blick gezeigt. Aber kannte er ihn, war es irgendjemand, zu dem er in einer bestimmten Beziehung stand, vielleicht aus der Nachbarschaft, aus seinem Bekanntenkreis? Ein weiterer, kurzer Blick in das angst- und schmerzverzerrte Gesicht dort am Boden genügte: Es war niemand, den er schon einmal gesehen hatte!

Was er fand, als er in seiner Erinnerung nach Hinweisen forschte, nach irgendeinem Gedankenfetzen, nach einem bekannten Bild oder einem vertrauten Geruch, das einzige war die allesversengende, lodernde Flamme, die ihm den Atem genommen und alles Erinnern an die Tat ausgebrannt hatte.

Ein Dämon hatte von ihm Besitz ergriffen, ein Dämon, der fraglos nochmals töten würde, immer und immer wieder.

Wann war er ihm verfallen, wann würde es wieder geschehen?

## *Der Abend*

Der Wind heult um das Haus, zerrt und rüttelt an allem, was sich bewegen lässt, und versucht, es aus seiner Verankerung herauszureißen, biegt die Wipfel der kahlgelegten Bäume und wirbelt empor, was er zu fassen bekommt, und jagt es vor sich her. Auch die tiefhängenden, grauschwarzen Wolken treibt er wie eine Schafherde quer über den bereits dunkler werdenden Himmel, der den ganzen Tag nicht richtig hell geworden ist. Regengüsse peitschen gegen die Scheiben und trommeln im Stakkato auf die blechernen Fensterbänke, immer wieder und wieder, mit kurzen Verschnaufpausen dazwischen. Das ist kein Wetter, das zum Spaziergehen aus dem Hause lockt. Schweigend blickt er hinaus in das Toben der Natur, geradeaufgerichtet, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Der Blick scheint ins Leere zu gehen, erfasst kaum, was da draußen vor sich geht, die Gedanken, die zögernd in ihm aufsteigen, suchen mühsam den Weg in sein Bewusstsein. Seltsam apathisch verharrt er in Untätigkeit.

Dann, nach endlosem Vorsichhinstarren, regt er sich wieder, schaut um sich, als erwache er aus einem tiefen Traum, und als sei ihm alles völlig fremd, was er hier sieht. Er schlurft die paar Schritte bis zum Sessel und lässt sich schwerfällig hineinfallen. Ein tiefes Aufseufzen wie nach schwerer Arbeit entringt sich seiner Brust. Er legt die Unterarme auf die Oberschenkel ab und schließt die Augen. Als der Kopf nach einigen Minuten langsam, wie im Zeitlupentempo nach vorne auf die Brust absinkt, schreckt er ruckartig auf und schüttelt

sich ein wenig. „Nur jetzt nicht einschlafen, sonst liege ich die ganze Nacht wieder wach und komme aus dem Grübeln nicht mehr heraus“, denkt er und versucht mühsam, die Augen offen zu halten. Ein Buch zu lesen, dazu ist er zu müde, bei Musik oder Fernsehen würde er ebenso dahindämmern. Er kann sich zu nichts aufraffen im Augenblick und bleibt einfach stillsitzen, auch als es im Zimmer dunkler und dunkler wird. Der matte Widerschein der Straßenlaterne vor seinem Haus lässt ihn die Umrisse der Möbel im Zimmer noch erkennen, doch um die Stehlampe einzuschalten, müsste er aufstehen. Also bleibt er sitzen. Er wird allein sein und allein bleiben heute Abend, so wie am Abend zuvor und wie schon unzählige Abende vor diesem. Er ist nicht froh darüber, die Gesellschaft eines vertrauten Menschen fehlt ihm, aber er bringt auch nicht mehr die Kraft und den Mut auf, unter Menschen zu gehen, sie anzusprechen und neue Kontakte zu knüpfen. So sitzt er hier allein, schaut blicklos vor sich hin und wartet, auch wenn er nicht weiß, worauf er eigentlich wartet.

Wenn das Wetter freundlicher wäre, hätte er zumindest die Möglichkeit, der Enge der Wohnung zu entfliehen, sich Bewegung zu verschaffen, frische Luft zu atmen. Aber dabei müsste er feststellen, dass sein Bewegungsspielraum von Tag zu Tag geringer wird. Aus zwei, drei Stunden sind eine oder eine halbe Stunde geworden, und wenn der Weg ein wenig ansteigt, muss er bald schon stehen bleiben, um nach Luft zu schnappen, und darauf warten, dass sich der rasende Herzschlag wieder ein wenig beruhigt. Manchmal wird er zornig auf seinen Körper, der ihn im Stich lässt, der seine Möglichkeiten

immer mehr einschränkt, der das Leben, das ihm verbleibt, enger und armseliger macht. Aber dieses Aufbäumen, dieses Wüten gegen sich selbst bringt im Grunde keine Besserung, sondern macht es ihm noch schwerer, das Nachlassen der Kräfte mit Geduld zu ertragen und Dinge zu erkennen, die ihm auch jetzt noch Freude bringen könnten oder doch zumindest Abwechslung. So hatte er sich das nicht vorgestellt, das mit dem Älterwerden, und schlaue Bücher können nicht wirklich auf das vorbereiten, was dabei mit dem Einzelnen geschieht. Immer hatte er Angst davor gehabt, elendig an Krebs verenden zu müssen, wie er es in all den Jahren oft genug im Freundes- und Bekanntenkreis erlebt hatte, oder aber in der orientierungslosen Dunkelheit der Demenz sein Leben zu beenden, den anderen nur eine Last. Nun gibt es Augenblicke, in denen er sich danach sehnt, dieses Älter- und Kraftloserwerden, diese enger werdenden Grenzen seiner körperlichen und geistigen Möglichkeiten nicht so bewusst erleben zu müssen, ganz einfach in das Nichts, in das Erlöschen hinüberdämmern zu können. Er hadert mit sich, denn er weiß, dass es eine Gnade ist, in seinem Alter noch alles um sich herum geistig erfassen und durchdringen zu können. Aber diese Gnade hat auch ihre andere Seite: Er erlebt seinen Verfall bewusst mit, sieht, wie mehr und mehr von dem, was ihm ein Leben lang selbstverständlich zur Verfügung stand, wegbricht, abschmilzt, verschwindet. Die eigene Endlichkeit, die er bisher nur verstandesmäßig zur Kenntnis genommen hat, erfährt er nun selbst, wird sie - auch gegen seinen Willen - einüben müssen in den Stunden, die ihm noch bleiben.

Er gibt sich einen Ruck, stemmt sich mit beiden Armen aus dem Sessel hoch und tastet sich zum Lichtschalter. Das grell aufstrahlende Licht der Deckenleuchte blendet ihn, er muss kurz die Augen zusammenkneifen und blinzeln. Er blickt auf die Uhr: Es wird Zeit, in die Küche zu gehen und das Abendbrot vorzubereiten, so wie *jeden Abend*. Hunger verspürt er zwar nicht, aber was sollte er sonst machen, und außerdem isst er *stets um die gleiche Zeit* seine zwei Scheiben Graubrot mit Butter und Aufschnitt und trinkt eine Flasche Bier dazu, - wie einst, als seine Alma noch bei ihm war.

## *Der alte Narr*

Der Narr warf einen Blick in den großen Spiegel und erschrak. Immer wieder war er auf dem Flur achtlos an ihm vorbei geschlurft, ohne die Augen zu heben und sein Konterfei wahrzunehmen. Warum auch, er war weder eitel noch neugierig, und auch jetzt war es eher zufällig geschehen. Umso mehr erschütterten ihn die gebeugte, unförmige Gestalt und das erschlaffte, faltige Gesicht, aus dem ihn zwei müde, traurige Augen anblickten. Das also sollte *er* sein, das war das, was lange Jahre aus dem sportlichen, lebensfrohen, jungen Mann gemacht hatten. Erbärmlich, einfach erbärmlich! Es schauderte ihn, wenn er daran dachte, mit welchen Wünschen und Hoffnungen er in das Leben geschritten war, welchen Mut und welche Zuversicht er in sich gespürt hatte, als er die Verantwortung für sich übernahm, und wie ihn dann ein Ereignis nach dem anderen ernüchterte, wie ein Schicksalsschlag dem anderen folgte und ihn auf den harten Boden der Wirklichkeit zurückholte. Die Blüenträume waren bald ausgeträumt, es ging nur noch ums Weiterleben, ums Überleben, und er musste froh sein, wenn er einigermaßen gesund war und keine Not litt.

Aber nie, auch heute nicht, hatte er seine unerfüllt gebliebenen Wünsche und Hoffnungen vergessen können, trauerte ihnen immer noch hinterher und hatte sich nie recht zufrieden geben können mit dem, was ihm geblieben war. Obgleich er doch so viele Menschen um sich herum erlebte, denen das Leben viel ärger mitgespielt hatte als ihm, hatte er keinen Frieden mit seinem

Schicksal machen, nie Ruhe und Zufriedenheit finden können.

Jetzt stand er da, blickte wie gebannt auf sein Spiegelbild und dachte nach. Noch einmal sah er die Jahre in ihrem Auf und Ab an sich vorüberziehen, die kindlichen Freundschaften und ersten Verliebtheiten, die nicht lange Bestand gehabt hatten, die Quälerei durch Schule und Studium

hindurch, die immer seinen ganzen Einsatz forderten, eine Ehe, die auch an seinen eigenen Unzulänglichkeiten zerbrach, die Schmerzen und Qualen der Krankheit, die ihn viele Jahre niederdrückte, aber auch immer wieder der Mut und die Kraft, nicht aufzugeben, neu zu beginnen. Doch wenn er dann allein mit sich war, sah er wieder und wieder sein Scheitern, sah die Ziele, die er nicht erreicht hatte, die Menschen, die er enttäuscht hatte, die sich von ihm abgewandt hatten, von denen er sich trennen musste. Immer wieder und immer noch trauerte er dem hinterher, was er verloren, was er nicht hatte erreichen können, und malte sich in seiner Fantasie aus, wie es hätte sein können, wenn... Und so hatte er keinen Blick mehr für das Gute und Schöne in seinem Dasein, und seine Traurigkeit wuchs von Tag zu Tag.

Der alte Narr dachte daran, wie viel Zeit ihm wohl noch bliebe. Es könnte morgen so weit sein, dass er gehen müsste, vielleicht aber hätte er noch manchen Frühling und Sommer vor sich. Er drehte sich um und ging auf die Veranda, um in den Garten zu schauen, die Blütenpracht und all seine Düfte bewusst wahrzunehmen. In dem Augenblick wusste er, dass er mehr als einen Grund hatte, froh und zufrieden mit seinem Leben zu

sein. Er war dankbar für all das Schöne, an dem er sich Tag für Tag erfreuen durfte, den Duft der goldgelben Rosen vor seinem Fenster, das Gezwitscher der Vögel am frühen Morgen und Abend, das Lächeln der Verkäuferin im Supermarkt, die frohe und feste Umarmung des Menschen, der sein Leben teilte, die großzügige, helle Wohnung, in der er leben durfte, und und und...

Es war wirklich an der Zeit, wieder bewusst hinzusehen, zu fühlen, zu riechen und zu schmecken, jeden Tag als ein Geschenk zu erleben, so als ob er der letzte sei...

Vielleicht war er es ja?

## *Am Anfang war das Wort...*

„Aller Anfang ist schwer!“, betont ein bekanntes Sprichwort. Das sagt aber nichts darüber aus und noch viel weniger garantiert es, dass die Zeit *nach* dem Anfangen von Was-weiß-ich-auch-immer dann leichter werden wird. Nehmen wir doch zum Beispiel einmal eine Zweierbeziehung, wie auch immer sie gestrickt sein mag.

Gewiss ist es zu Beginn nicht einfach, mich auf die Eigenarten meines Gegenübers einzustellen, das ja so ganz anders ist als ich. Aber im rosaroten Licht der ersten Verliebtheit, Zuneigung, Seelenverwandtschaft oder Ähnlichem geht man mit diesen Unterschiedlichkeiten meist großzügig um, fasst sich in Geduld und Nachsicht oder nimmt sie unter Umständen noch gar nicht wahr. Aber das gibt sich nach gewisser Zeit, darauf ist Verlass, - immer!

Falls das „Objekt der Begierde“ attraktiv oder verlockend ist, und der inzwischen ein wenig ernüchterte Zeitgenosse glaubt, es lohne sich *auf jeden Fall* und unter dem Strich sei es immer noch eine *positive Beziehung*, so ist er unter Umständen bereit, Zeit, Arbeit und Nerven zu investieren. Denn dann wäre es ja ein Fehler, die Flinte vorschnell ins Korn zu werfen. Außerdem könnte es ihm auch als Charakterschwäche ausgelegt werden, wenn er Hals über Kopf aufgäbe und gleich beim ersten Missverständnis, Streit oder der ersten Verstimmung alles hinschmissee.

Wenn du Glück hast, wird dann irgendwann der „Westfälische Frieden“ geschlossen, die erlittenen Wunden

geleckt und „sie lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende“. So endet zumindest in manchen Grimm'schen Märchen ein solchermaßen lebensbedrohlicher Konflikt. Oder war die Auseinandersetzung in Wirklichkeit gar nicht so schrecklich, sondern nur in unserer Einbildung?

Eine andere Möglichkeit wäre die, dass die böse Hexe elendig im Feuerofen verbrennt oder dass der Däumling seine Siebenmeilenstiefel anzieht, um sich uneinholbar schnell in Sicherheit zu bringen, – zumindest vor dieser Bedrängnis. Denn falls er auf den glorreichen Gedanken kommen sollte und sich leichtsinnigerweise wieder von neuem in Gefahr begäbe, dann kann es sein, dass die ganze Geschichte von vorne beginnt. Und es gibt keine Garantie dafür, dass der, „der auszog, um das Fürchten zu lernen“, diesmal glimpflicher, klüger oder zufriedener aus dem Schlamassel herauskäme als beim letzten Mal.

Glauben Sie mir, ich weiß, wovon ich spreche. Da meinst du, du habest aus der ersten Katastrophe gelernt und so etwas könne dir nicht noch einmal zustoßen. Recht hast du, *so etwas* nicht, aber etwas Ähnliches, denn der Möglichkeiten zum Irrtum sind Legion, und manche Menschen haben ein untrügliches Gespür dafür, wo die nächsten Fettnäpfe stehen, in die sie hineintreten können, zielsicher, traumhaft sicher sozusagen.

Das oben erwähnte Märchen lässt aber auch die Möglichkeit zu, dass er das Fürchten am Schluss doch noch erlernt und die Geschichte glücklich ausgeht. Wobei für den einen oder anderen das Glück darin bestehen mag,

sich seine Eigenständigkeit zu bewahren und nicht ständig irgendwelche Kompromisse schließen zu müssen. Zumindest, - wie es auch immer enden mag -, wird der Mensch irgendwann einsehen müssen, dass es den von ihm erträumten Partner wirklich *nur* im Traum gibt. Denn er bekommt in diesem Leben *nicht nur* die Zucker- oder Schokoladenseite ab, - auch wenn es zeitweise so scheinen mag-, sondern *immer nur* beide Seiten: die eine, die er ersehnt, und die andere, auf die er *eigentlich* ganz gut verzichten könnte. Dann würde es für ihn vielleicht auch Sinn machen, auszuharren und den „guten Kampf“ fortzusetzen, um einen gemeinsamen Weg zu suchen und zu finden.

Dazu fällt mir Sir Winston Churchill ein, der den Briten im 2. Weltkrieg unmissverständlich klarmachte, dass „*Blut, Mühsal, Tränen und Schweiß*“ (ja, so lautet das Zitat tatsächlich: „*Blood, toil, tears and sweat*“) notwendig wären, um zu überleben und letztendlich den Sieg zu erringen.

Mit der Zeit wird man halt bescheidener in seinen Wünschen und Hoffnungen, sozusagen zurechtgestutzt von den alltäglichen Erfahrungen und ist schon froh, wenn das Leben einigermaßen friedlich verläuft.

In der Luther-Bibel lesen wir hierzu im 90. Psalm: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hochkommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“.

Dem gibt es nur wenig hinzuzufügen!

## *Ein Augenblick*

Es traf ihn völlig unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Eine kurze Zeitspanne nur, eine Sekunde vielleicht, hatte er Blickkontakt mit ihr gehabt, dann war die U-Bahn davongeprescht. Es war nicht seine Bahn gewesen, die kam erst in drei Minuten, wie ihn die Anzeigentafel informierte. Daher war er nicht eingestiegen.

Dieser kurze Blick in zwei dunkelbraune, sanft aber aufmerksam blickende Augen warf ihn aus dem Gleichgewicht, drehte sein Denken völlig um.

Liebe auf den ersten Blick? Bisher hatte er sich immer nur köstlich amüsiert, wenn ihm andere davon erzählten. Über solch süßlichen Unsinn, der mit *seiner* Wirklichkeit - bisher - nicht das Geringste zu tun hatte, war *er* doch erhaben. Nun aber würde er seine rechte Hand nicht mehr dafür ins Feuer legen, dass *ihm* das niemals zustoßen könnte.

Diese dunklen Augen, in denen er versunken war, die sein ganzes Denken und Fühlen für sich eingenommen hatten, diese Ewigkeit eines kurzen Augenblickes, in der er eine ganze Skala von Empfindungen gespiegelt sah: Erst das eher gleichgültige Hinweggleiten ihres Blickes über die Wartenden auf dem Bahnsteig, dann das erstaunte, ja, betroffene Verharren bei ihm, bei seinem Blick, die Verwandlung ihres Ausdrucks zu einem warmen, liebevollen Lächeln und dann im Davongleiten der Schatten der Traurigkeit, die ihr Gesicht verdunkelte.

Er stand da, wie vom Donner gerührt, und wusste nicht, was er denken oder tun sollte. Alles war so neu für ihn, völlig unbegreiflich, einfach absurd.

Vielleicht sollte er sich - wie sonst - einfach davonschleichen und aus der Gefahrenzone bringen? Er spürte, dass ihm *das* jetzt nicht mehr möglich war: Er würde sie suchen, den Rest seines Lebens würde er diese Frau suchen, bis er jene ausdrucksstarken, wachen und liebevollen Augen wiedergefunden hatte. Dann wollte er, nein, dann würde er feststellen, ob die Liebe auf den ersten Blick nur eine Einbildung, ein dummes Geschwätz wäre, oder ob sie für ihn Wirklichkeit geworden war.

Er überlegte, was er als nächstes tun sollte: Er wusste zwar, in welche Richtung ihre Bahn gefahren war. Aber das Ziel ihrer Fahrt kannte er nicht, er konnte nicht einmal vermuten, wo sie ausgestiegen war. Was machte es dann für einen Sinn, sich in die nächste Bahn mit gleicher Richtung und Nummer zu setzen und ihr zu folgen? Es brächte doch überhaupt nichts, im Augenblick jedenfalls.

Ganz im Gegenteil: Wenn sie nun vielleicht den gleichen Gedanken wie er gehabt, an der nächsten Station ausgestiegen und sich in die Gegenbahn gesetzt hätte, um ihn vielleicht noch zu erreichen, dann würden sie sich verfehlen. Er würde hier stehen bleiben, eine halbe Stunde oder auch eine Stunde lang, und auf sie warten. Was wissen wir schon, wie das Schicksal so spielt? Aber diese Möglichkeit wollte er ihr und sich geben. Vielleicht hatte sie der Blitz der Zuneigung ebenso wie ihn getroffen? Er sah ihren Blick vor sich und er war

überzeugt, dass sie ebenso empfand. Ob sie aber den Mut aufbrachte, sich über die eigenen Hemmungen hinweg zu setzen, über alle Konventionen und bestehenden Beziehungen, so wie er?

Jetzt kam er dazu, ruhiger nachzudenken und zu erfassen, wie sich sein Leben verändern würde, wenn er seinem Schicksal vertraute und sich auf diesen anderen Menschen einließ, von dem er nicht das mindeste wusste, - ebenso wie sie!

Aber er hatte in ihre Augen geblickt und gespürt, dass sie schon viele Leben miteinander geteilt hatten. Sie hatten sich wiedererkannt, sie waren einander nicht fremd.

## *Nachts*

Mitten in der Nacht schreckt er auf. Er dreht sich herum, um nach den gedimmten Ziffern seines Radioweckers auf dem Nachttisch zu schauen: Erst zwei Uhr dreiundzwanzig!

„Warum bin ich bloß wachgeworden?“, fragt er sich.  
„Aufs Klo muss ich noch nicht. Und *dabei* bin ich so hundemüde.“

Er dreht sich zurück auf seine Einschlafseite, doch die Gedanken kommen nicht zur Ruhe. Er fasst neben sich auf das andere Kopfkissen, es ist leer. Er vermisst das regelmäßige, ruhige Atmen neben sich, das hin und wieder von leisem Schnarchen begleitet wird. Wenn man so lange Jahre gemeinsam in einem Bett schläft, gewöhnt man sich daran. Der Platz neben ihm ist verwaist. Er ist allein im Zimmer.

In letzter Zeit geschieht es häufig, dass er sich verlassen fühlt, immer wieder nachts. „Was hat *sie* nur wieder hochgetrieben? Ob sie sich schlecht fühlt, ob sie Schmerzen hat? Oder hat sie mal wieder zu viel Kaffee getrunken und kann deshalb nicht schlafen?“. Wenn er das vertraute Geräusch neben sich nicht hört, wird er wach, dann treibt ihn die Sorge um sie aus dem Bett.

Der Mund ist trocken. Er greift neben das Bett, hebt die Wasserflasche an den Mund und trinkt hastig zwei, drei kleine Schlucke. Soll er aufstehen und nach ihr sehen? Er ist unruhig, nun wird er doch nicht mehr einschlafen. „Vielleicht kann ich ihr Gesellschaft leisten oder ihr ein Glas heiße Milch mit Honig machen, die sie so gerne

trinkt. Außerdem, das beruhigt, und vielleicht kann sie *dann* ja wieder einschlafen.

Hoffentlich sitzt sie nicht wieder nur im Nachthemd in der ausgekühlten Wohnung. Hauptsache, sie hat sich etwas Warmes übergezogen, damit sie sich nicht erkältet“, überlegt er. Immer muss er auf sie aufpassen, *sie* denkt nie an sowas, und dann läuft sie wieder wochenlang mit einer dicken Erkältung herum und kann kaum „Piep!“ sagen.

Er richtet sich auf, schlüpft in die warmen Filzpantoffel und macht sich auf den Weg ins Wohnzimmer. Bestimmt guckt sie fern. Tut sie doch immer, wenn sie nicht schlafen kann. Fernsehen macht so schön müde, sagt sie dann. Aber *dort* ist sie nicht, der Fernseher ist aus, das Zimmer stockfinster. Vielleicht musste sie nur mal aufs Tö? Doch der Spalt unter der Tür ist ebenfalls dunkel. Er schaut dennoch nach, aber der Raum ist leer. Hier ist sie also auch nicht. An der offenen Küchentür ist er schon vorbeigekommen, da war sie auch nicht.

Irritiert geht er zurück ins Schlafzimmer, legt sich wieder hin und deckt sich rasch mit dem warmen Daunebett zu, denn er beginnt zu frösteln. Er grübelt: „Wo könnte sie denn sonst noch sein? Sie wird doch wohl nicht mitten in der Nacht in den Keller gegangen sein, um die Wäsche aufzuhängen? Oder läuft sie etwa draußen in der Kälte herum?“. Er wird immer unruhiger und ratloser.

Irgendwann fragt er sich: „Wann habe ich Ursula denn zum letzten Mal gesehen? War es beim Zubettgehen, beim Fernsehen, beim Abendbrot oder beim gemeinsamen Spaziergang um die Häuser der Siedlung?“. Aber

so sehr er sich auch bemüht, er kann sich einfach nicht mehr daran erinnern.

Der Radiowecker zeigt drei Uhr fünfzehn. Der Platz neben ihm im Bett ist immer noch leer – so wie schon seit vielen Nächten.

## *Öfter mal was Neues?*

Es gibt eine Sache, in der sich Männer und Frauen ganz wesentlich unterscheiden.

Ja, darin auch, aber ich meine etwas Anderes: Weibliche Wesen setzten sich öfter der Qual der Wahl aus, um etwas Neues, Schickes zum Anziehen zu erwerben, wenn möglich sogar mit dem Wechsel der Jahreszeiten. Fast scheint es, sie genössen es sogar! Der Mann, zumindest der meiner Generation, fühlt sich vorzugsweise in den ihm vertrauten Kleidungsstücken wohl und sicher und wehrt sich instinktiv und vehement dagegen, diesen untreu zu werden, sie also ohne ernsthaften Grund einfach so im Stich zu lassen.

Ich weiß, wovon ich spreche, denn meine Kleidungsstücke werden in Würde mit mir alt und begleiten mich oft genug zehn Jahre und länger durch das Leben. Wenn die Halbschuhe gerade so richtig eingelaufen sind, warum sollte ich sie dann wegschmeißen? Nur weil sie ein wenig in die Jahre gekommen und nicht mehr so jugendlich glatt, sondern mit einigen Falten versehen sind, die sie sich redlich erworben haben? Älter und faltiger geworden bin ich auch, also passen wir beide doch gut zusammen, oder?! Kritisch wird es allerdings, wenn ich feststellen muss, dass die Anzugshose, aber auch das dazugehörige Jackett mit der Zeit wohl ein wenig eingelaufen sind: Das Jackett lässt sich zwar noch offen tragen, na ja, aber mit der Hose kann man das wohl nur schlecht machen. Und ständig den Bauch einziehen, nicht nur, wenn schicke Frauen in Sichtweite kommen, das ist mir in meinem Alter inzwischen einfach zu anstrengend.

Und so begab es sich zu der Zeit vor dem heiligen Fest, dass ich mit dem Gedanken schwanger ging, ein mir bekanntes und genehmes Bekleidungs-geschäft aufzusuchen, um diesem Übel abzu-helfen. Was mich immer noch davon abhielt, das war die Aussicht auf die stattliche Summe, die letzten Endes dabei zu Buche schlagen würde. Denn ich kenne mich und vor allem meine Frau: Wenn sie mich erst einmal so weit bearbeitet hätte, dass ich bereit wäre, einen solchen Laden zu betreten, dann würde sie diese Gelegenheit gnadenlos ausnutzen und noch dieses und jenes finden, was ich ihrer Meinung nach ebenfalls unbedingt brauchte.

Außerdem bin ich mir nicht hundertprozentig sicher, dass ich mich dann nicht von diesem Kaufrausch würde anstecken lassen. Sicher bin ich mir jedoch, dass sich regelmäßig bei mir ein kräftiger Katzenjammer einstellt, wenn ich danach die Kontoauszüge kontrolliere. Nicht etwa, dass ich geizig wäre, das ist es nicht. Aber dabei wird mir immer wieder ärgerlich bewusst, dass es ein gewisses Ungleichgewicht gibt zwischen dem, was ich mir gerne leisten würde, und dem, was ich mir eigentlich leisten kann. Ich habe zwar gehört, dass es auch anderen Zeitgenossen so gehen soll, doch wirklich trösten kann mich das nicht.

Dann dachte ich leichtsinnigerweise - nur ganz leise - darüber nach, am folgenden Tag, also am Mittwoch, auf Suche zu gehen. Ich erwog es lediglich, versuchte mich mit dieser Möglichkeit vertraut zu machen, damit der Schock dann nicht so groß wäre, und - wurde von meiner besseren Hälfte glatt beim Wort genommen. Es kostete einige Energie und erforderte Standhaftigkeit, um

ihr überzeugend kundzutun, dass dieses lediglich ein „Brainstorming“ gewesen wäre. Aber ich hatte den Eindruck, ich konnte sie nicht völlig überzeugen.

Auch die folgenden Tage gelang es mir, ihre Versuche, meine Widerstandskraft zu zermürben, erfolgreich abzuwehren, und ich wähnte mich schon in Sicherheit, doch dann kam der bewusste „Schwarze Freitag“: Unter dem Vorwand, noch einige fehlende Lebensmittel einkaufen zu müssen, meldete sich meine liebe Frau ab, - was ich kaum zur Kenntnis nahm. Als sie aber nach mehr als anderthalb Stunden von ihrem „kurzen“ Einkauf mit einem prall gefüllten Kleidersack in der Hand wiederauftauchte und mir freudestrahlend berichtete, man habe ihr diese Hosen und Sakkos ohne Probleme zur Anprobe mit nach Hause gegeben, schmorte bei mir eine Sicherung durch.

„Die Sachen kannst Du gleich wieder dahin zurückbringen, wo Du sie hergeholt hast. Ich denke überhaupt nicht daran, sie anzuprobieren! Ich lasse mich doch nicht von Dir am Nasenring durch die Manege führen, was bildest Du Dir eigentlich ein?! So etwas lasse ich mit mir nicht machen, hast Du das endlich verstanden?“. Damit kehrte ich ihr den Rücken und zog unmissverständlich die Tür hinter mir ein wenig fester und recht vernehmlich ins Schloss. Ich wusste ja, wir waren allein im Haus, und so musste ich mein überschäumendes Temperament nicht zu sehr zügeln, - was sehr entspannend wirken kann.

Erstaunlicherweise blieb meine Angetraute still, sie hatte überhaupt keine Widerworte wie sonst immer und

regte sich überhaupt nicht auf. Das hätte mich eigentlich misstrauisch machen müssen.

Nachdem sich mein Blutdruck wieder auf medizinisch vertretbare Werte gesenkt und auch der Pulsschlag sich auf eine Zahl um die siebzig herum eingependelt hatte, bewegte ich die Angelegenheit noch einmal in meinem Herzen. Eigentlich doch ganz bequem, zu Hause in aller Ruhe und ohne Kaufdruck die Sachen anprobieren zu können. Keiner stände ungeduldig hinter mir, und wenn nichts dabei wäre, was mir zusagte, dann ginge die Kleidersammlung einfach wieder mit einem Dankeschön an den Absender zurück.

Na ja, auch wenn die Teile von der Länge oder vom Bauchumfang her nicht unbedingt auf Anhieb passten, musste ich doch zugeben, dass meine Frau gar nicht so schlecht ausgesucht hatte. Manchmal weiß sie ganz gut, was mir gefallen könnte, - wenn sie denn will, meine ich. Und so suchten wir schon am Montagvormittag das nämliche Geschäft auf. Innerhalb einer halben Stunde hatten wir – nach der stressfreien Vorarbeit zu Hause – die gleichen Teile in passender Größe gefunden, und ich war wieder einmal freudig überrascht, wie fachkundig und zuvorkommend wir dabei beraten wurden. Es drängte mich geradezu, dieses Lob an den Mann zu bringen, und stellte dabei fest, dass es außer mir auch noch andere Menschen gibt, denen es richtig guttut, wenn sie einmal ein aufrichtiges Lob zu hören bekommen.

Natürlich lief es ansonsten wieder so, wie ich befürchtet hatte: Während ich mich noch vor dem Spiegel eingehend kritisch beäugte, hatte meine Liebste mit kompetenter Beratung schon modische Accessoires

ausgesucht, die besonders gut zu den neuerworbenen Teilen passen würden: ein granit-graues Oberhemd samt goldgelb-grau gestreifter Krawatte und ein schwarzer Unterziehpulli vervollständigten das Ensemble.

Mit Blick auf meine nachdenklichen Stirnfalten versuchte meine Frau mich dann zu beruhigen: „Du denkst in letzter Zeit doch immer wieder über die Endlichkeit nach. Wenn Du bedenkst, wie lange Du Deine Sachen trägst, dann frage ich Dich, wann willst Du damit anfangen, sie zu tragen, wenn nicht jetzt?“. Der Geschäftsinhaber setzte - mit einem Blick auf die stattliche Gesamtsumme, die glatt für Weihnachten *und* den nächsten Geburtstag gereicht hätte, - hinzu: „Man könnte das auch so betrachten: Wenn Sie die Summe auf die Jahre der Nutzung umrechnen, dann ergibt sich nur noch ein kaum wahrnehmbarer Betrag pro Tag!“.

Damit hatte er nicht ganz unrecht, aber dabei fiel mir ein, dass ich ihn Anfang nächsten Jahres noch einmal aufsuchen müsste, um mir eine neue Jeans zu kaufen. Die alte kann ich nämlich nur noch zum Wandern im Deister tragen. Aber dann würde ich vorher zu Hause nichts davon verlauten lassen und alleine losziehen, das nahm ich mir ganz fest vor!

## *Wolfhard*

Es war einmal ein Junge, der Benjamin hieß. Mitten in der Nacht wurde er von einer Stimme geweckt, die ganz eindringlich um Hilfe rief. Er schüttelte sich, so wie es junge Hunde morgens tun, um sich die Träume der Nacht aus dem Fell zu schütteln, und versuchte einen halbwegs klaren Gedanken zu fassen. Wer um alles in der Welt sollte ihn mitten in der Nacht rufen? Ihn? Ja, ganz gewiss ihn, denn er hatte laut und deutlich seinen Namen gehört. Laut und deutlich? Wenn das der Fall gewesen wäre, müssten doch seine beiden Brüder, die mit ihm im gleichen Zimmer schliefen, auch davon wach geworden sein, aber die schnarchten kräftig weiter. Gewiss war das nur so ein alberner Traum gewesen, der ihm einen Schabernack spielen wollte. Am besten wäre es, sich überhaupt nicht davon beeindruckt zu lassen. Benjamin drehte sich auf die andere Seite und versuchte wieder einzuschlafen. Fast hätte er es geschafft, sich wieder in Morpheus Arme fallen zu lassen, da rief ihn die Stimme zum zweiten Mal. Hatte er das doch nicht nur geträumt? Wer könnte das sein, der ihn zur Hilfe rief, ausgerechnet ihn, den jüngsten der Geschwister? Warum rief die Stimme nicht Max, den ältesten und stärksten, der es mit allen Streithähnen im Dorf aufnehmen könnte, wenn es sein müsste? Schon eine merkwürdige Sache, dachte er, aber nun war er wirklich wach, und die Stimme rief immer noch nach ihm, rief ihn beim Namen: „Benjamin, bitte hilf mir!“. Benjamin begriff, dass er das Rufen nicht mit seinen Ohren, sondern nur in seinem Innern, in seinen

Gedanken hörte, ein Rufen, das nur für ihn, den kleinsten und unscheinbarsten der Geschwister bestimmt war. Und er wusste, dass er diesem Ruf folgen musste, nein, dass er ihm folgen wollte. Irgendjemand rief ihn, ausgerechnet ihn, keinen stärkeren und klügeren, sondern ihn. Und wenn dieser Jemand ihn zur Hilfe rief, dann musste er doch irgendetwas an sich haben, was ihn von allen anderen unterschied, etwas, was ihn allein dazu befähigte. Das war etwas ganz Neues für ihn und verwirrte ihn. Nach einem Augenblick des Erstaunens antwortete Benjamin: „Ich bin bereit, Dir zu helfen, auch wenn ich es mir im Augenblick nicht vorstellen kann, wie das gehen sollte. Aber Du wirst schon wissen, was Du vorhast. Sage mir, was ich tun soll, ich bin bereit!“

„Denke daran, wie kühl die Nächte noch sind, und ziehe Dich bitte warm an. Nimm Dir auch etwas zu essen und zu trinken mit, denn der Weg ist lang und wird Dich erschöpfen. Dann tritt aus dem Haus und folge Deinem Gefühl, es wird Dich zu mir führen!“

Benjamin tat, wie ihm die Stimme gesagt hatte, und machte sich auf den Weg. Stunde um Stunde verging. Unterwegs aß er ein paar Bissen und trank einen Schluck Wasser, doch vermied er es, sich hinzusetzen, weil er befürchtete, er könnte wieder einschlafen und zu spät kommen, um zu helfen.

Als er an eine Wegkreuzung gelangte, auf der sich sechs verschiedene Wege aus allen Himmelsrichtungen trafen, wusste er nicht mehr weiter. Doch die innere Stimme ermutigte ihn: „Höre nur auf das, was Dein Herz Dir sagt, so wirst Du nicht fehlgehen!“. Er spürte, dass eine unsichtbare Kraft ihn bestärkte, dem Wege

geradeaus weiter zu folgen, und ruhig setzte er seinen Marsch fort.

Schon hatte die Sonne ihren höchsten Stand überschritten und der Abend war nicht mehr fern, als er die Stimme wieder vernahm: „Wenn Du um die Wegbiegung dort vor Dir kommst und Dich dann dem Waldrand naherst, wirst Du mich sehen können.“

Benjamin eilte voran, um dann wie vom Schlage getroffen mitten im Schritt zu erstarren. Vor ihm in einer tiefen Grube, die vorher mit grünen Zweigen abgedeckt gewesen war, saß ein großer, kräftiger Wolf. An den tiefen Kratzspuren konnte er erkennen, dass jener verzweifelt, aber vergeblich versucht hatte, die senkrechten, glatten Wände zu erklimmen, um sich aus seinem Gefängnis zu befreien. Benjamin nahm all seinen Mut zusammen und fragte: „Bist Du es, der mich um Hilfe gerufen hat? Und wenn Du es bist, wie könnte ich Dir helfen?“.

Der Wolf knurrte nur leise vor sich hin, aber Benjamin vernahm ganz klar und deutlich: „Danke, Benjamin, dass Du gekommen bist. Ja, ich habe Dich gerufen. Ich kenne Dich, ich habe Dir oft beim Spiel mit anderen Kindern zugesehen, auch wenn Du mich nicht bemerkt hast. Wir sehen vieles, was Euch Menschen verborgen bleibt. Ich wusste, Dein gutes Herz würde Dich zu mir führen und Dir den Mut und Verstand geben, um mir zu helfen. Suche starke Äste oder etwas Ähnliches und lasse sie zu mir herab. Mit ihrer Hilfe werde ich aus der Grube herausklettern können. Und habe keine Furcht, Dir wird nichts geschehen“.

Gesagt, getan. Schon kurze Zeit später konnte sich der Wolf mit Benjamins Unterstützung aus der Grube befreien. Dankbar leckte er ihm die Hand und drückte sich Nähe suchend an ihn.

„Heute hast Du mir das Leben gerettet, das werde ich Dir niemals vergessen. Wenn Du eines Tages *meine* Hilfe brauchst, rufe mich, ich werde kommen. Rufe mich einfach mit Deinen Gedanken, ich werde Dich überall hören, so wie Du mich heute gehört hast.

Deine Eltern haben Dir einen wunderschönen Namen gegeben. Sie nannten Dich Benjamin, das heißt: Kind der Freude. Doch von heute an sollst Du einen zweiten Namen tragen. Ich nenne Dich Wolfhard, denn Du bist „tapfer wie ein Wolf“, mein Sohn.“

## *Kafkaesk*

Inzwischen bin ich, - ich hielt es nicht für möglich -, wieder ein wenig klüger geworden: Endlich wurde ich darüber aufgeklärt, dass frugal nicht gleichbedeutend mit opulent, sondern der Gegensatz dazu ist. Also ist es doch nicht zwangsläufig so, dass man mit dem Älterwerden immer blöder wird, es gibt auch noch die – zu-gegebenermaßen – geringe Möglichkeit, etwas dazu zu lernen.

Ein anderes, gleichermaßen schweres Wort gehört ab heute ebenfalls zu meinem Wortschatz, nämlich das Wort „kafkaesk“, und ich vermute mit einer gewissen Berechtigung, dass ich sogar begriffen habe, was es bedeutet, dank Wikipedia, dem elektronischen Wörterbuch und Lexikon. Ich weiß ja, dass Sie natürlich – im Gegensatz zu mir – schon lange darüber aufgeklärt sind, welche Bedeutung sich hinter dem Begriff verbirgt, also muss ich's Ihnen nicht erst erklären. Aber ich habe mir gedacht, ich erzähle Ihnen eine kurze kafkaeske Geschichte, um zu zeigen, dass ich's wirklich begriffen habe.

Die Hauptfigur meiner Erzählung nenne ich Herrn K., das macht das Ganze ein wenig geheimnisvoller, und jeder von Ihnen kann sich darunter einen anderen Namen vorstellen, so wie's ihm gerade gefällt.

Herr K. hält sich mit seiner besseren Enehälfte und seinem zwölfjährigen Sohn in einem Land im Süden Europas auf. Bisher haben sie dort Urlaub gemacht, der nun zu Ende geht, und Herr K. begleitet die beiden zum Zug,

der sie wieder nach Hause bringen soll. Herr K. hat noch beruflich in dieser Gegend zu tun, kann ihnen also erst in einigen Tagen nachfolgen. Aber als treusorgende Ehegatte und Vater lässt er es sich nicht nehmen, sie zum Bahnhof zu begleiten, ja, er hilft ihnen auch dabei, die zwei schweren Koffer in den Zug zu wuchten. Gerade als er sich zärtlich von beiden verabschiedet, rasten die Türen ein, und der Schnellzug setzt sich, so wie es der Name sagt, schnell in Bewegung. Jetzt die Notbremse zu ziehen, das könnte teuer werden. Also entschließt sich Herr K., wohl oder übel bis zum nächsten Halt mitzufahren und dann einen Zug zurückzunehmen. Ärgerlich, aber was soll man machen? Nach bereits kurzer Fahrtzeit passiert der ICE einen sehr langen, schwacherleuchteten Tunnel, der bei diesem Licht noch weniger vertrauenserweckend aussieht; er scheint richtig heruntergekommen zu sein. Nicht lange, nachdem sie diesen Tunnel wieder verlassen haben, fährt der Schnellzug in einen Bahnhof ein, dessen Zustand sehr an den freudlosen Nachkriegsbahnhof von Hannover erinnert, bevor er im Rahmen der Expo umgestaltet wurde. Vielleicht erinnern Sie sich noch an dessen schäbig-trostlosen Anblick. So, jetzt muss es aber schnell gehen: Noch ein kurzer Abschied von Frau und Kind, und dann springt Herr K., kaum, dass der Zug hält, mit einem raschen Satz auf den Bahnsteig und eilt die Treppen hinunter, um in der unteren Etage am Schalter eine Fahrkarte für die Rückfahrt zu kaufen und sich nach der Abfahrtzeit zu erkundigen. Aber so viel er auch sucht, er findet weder den Aushang für die Fahrzeiten noch einen Kartenschalter. Bei seiner Suche landet Herr K.

endlich in einer Art Büro, in dem einige abgeschabte, jedoch ganz korrekt ausgerichtete Schreibtische stehen, an denen streng blickende Herren unterschiedlichen Alters über dicke Akten gebeugt konzentriert ihrer gewiss wichtigen Arbeit nachgehen. Endlich fasst sich Herr K. ein Herz und spricht einen der so Beschäftigten sehr höflich, ja fast entschuldigend, an, in der Hoffnung, dieser könne ihm bei seiner Suche helfen. Leider beherrscht Herr K. die Sprache des Landes nur unvollkommen und so versucht er, sich mit Französisch verständlich zu machen, erntet aber vorerst nur verständnislose Blicke. Bei seinem zweiten Versuch hat er mehr Erfolg: „Sie können ruhig Deutsch mit uns sprechen, das verstehen wir hier doch alle!“, wird ihm geantwortet. Also schildert Herr K. noch einmal sein Problem und bittet wiederum sehr höflich um Hilfe. Eine tiefgefurchte Sorgenfalte und so etwas wie Mitleid mit der hilflosen Kreatur vor ihm zeigt sich nun im Gesicht seines Gegenübers. „Tja, das ist aber leider gar nicht so einfach, wie Sie sich das gedacht haben. Zum einen haben Sie, wie Sie selber eingestehen, die Fahrt bis hierher ohne eine ordnungsgemäß gelöste Fahrkarte durchgeführt, daher wohl auch der außerplanmäßige Zwischenstopp. Zum anderen scheint Ihnen nicht klar zu sein, welche rechtlichen Voraussetzungen erfüllt sein müssen, um eine Genehmigung für die Rückfahrt nach B. zu erhalten, vorausgesetzt, es wird Ihnen ein Antrag für eine solche Fahrt überhaupt ausgehändigt. Selbst wenn Sie einen Anspruch auf ein solches Papier glaubhaft machen können, müssen Sie gewiss mit zwei bis drei Tagen Bearbeitungszeit rechnen. Wenn das überhaupt ausreicht, bis

der Antrag die entsprechenden Abteilungen des „Staatsamtes für öffentlichen Verkehr“ durchlaufen hat, die die Rechtmäßigkeit und Zulässigkeit überprüfen und befürworten müssen. Und wenn nur eine einzige Stelle wichtige Einwände vorbringt, - und ich frage Sie, welcher Einwand einer Amtsstelle wäre nicht wichtig -, dann muss noch einmal gründlicher recherchiert werden. Und wie schnell ist dann Freitagmittag und damit das Wochenende erreicht, und erst am darauffolgenden Montag könnte das Verfahren, wenn sich kein weiteres Hindernis zeigt, weiterlaufen.“

„Aber ich möchte doch nur eine Fahrkarte zurück nach B. kaufen, wo meine Sachen immer noch im Parkhotel auf mich warten. Und bereits morgen Vormittag muss ich dort einen wichtigen beruflichen Termin wahrnehmen!“

„Ja, das behaupten Sie so einfach, doch wie können wir wissen, ob es sich wirklich so verhält. Sie können uns ja viel erzählen, keiner kennt Sie hier. Aber wie dem auch sei: Wir haben die Vorschriften nicht gemacht, wir führen sie doch nur aus! Natürlich könnte man das Verfahren ein wenig beschleunigen, wenn wir einen Kollegen zusätzlich mit Ihrem Fall betrauen. Der junge Kollege hier neben mir wäre gewiss gern bereit, Ihnen hilfreich zur Seite zu stehen, aber das könnte er natürlich nur zusätzlich zu seiner täglichen, anstrengenden Amtstätigkeit leisten, also in seiner Freizeit. Ich bin überzeugt, Sie werden sich sicherlich mit ihm einigen können, was die Vergütung dieser Sondertätigkeit anbetrifft. Aber selbst dann ist es doch höchst unwahrscheinlich, dass Sie den morgigen Termin wahrnehmen können.“

„Ich kann das alles nicht glauben, träume ich oder was? Nicht einmal eine Stunde habe ich für die Fahrt von B. bis hierher gebraucht, und nun sitze ich tagelang hier fest? Das darf doch wohl nicht wahr sein!“.

„So leid es uns tut, wir können Ihnen bedauerlicherweise keine andere Auskunft geben. Wir tun gern alles, was möglich ist, um Ihnen zu helfen. Aber die gesetzlichen Vorschriften lassen nur den Weg zu, den wir Ihnen geschildert haben. Und wie gesagt, jener junge Kollege würde Ihnen gern dabei helfen, damit Ihr Aufenthalt hier möglichst kurz wird. Noch eine Frage: Haben Sie für heute Nacht schon eine Bleibe gefunden? Wenn nicht, könnten wir Ihnen eine saubere und preiswerte Unterkunft in der Nähe empfehlen, sogar mit Verpflegung, wenn Sie möchten. Wie Sie sehen, an uns soll es bestimmt nicht liegen...“.

## *Tagträume*

Er fühlte einen Blick auf sich ruhen, nicht feindlich, eher prüfend. Er blickte auf und sah in das nachdenklich forschende Gesicht der Frau, die seit mehr als fünfundzwanzig Jahren sein Leben teilte. Er schaute genauer hin und bemerkte die Runen, die die Jahre in ihr Antlitz gegraben hatten. Er erkannte die Spuren all der Schicksalsschläge, die sie im Laufe einer kleinen Ewigkeit gemeinsam durchgestanden hatten. Er hatte nicht allein durchs Leben gehen müssen, sie hatte mit ihm schöne und frohe Augenblicke geteilt, aber auch in den dunklen und schmerzvollen Stunden zu ihm gestanden. Das Gesicht ihm gegenüber war älter und faltiger geworden, ebenso wie das seine, und auch er war kein Adonis mehr, nach dem sich junge Frauen umdrehten. Die Leidenschaft der ersten Zeit war längst einem ruhigen, liebevollen Gefühl gewichen, das erregend Neue und Unbekannte der Zeit ihres Kennenlernens einer Gelassenheit, die aber nie in Langeweile verflachte. Auch nach so vielen Jahren hatten sie sich immer noch etwas zu erzählen, und immer wieder gab es auch Anlässe, sich auseinander zu setzen und zu streiten und wieder zu versöhnen. Sie wussten, was sie aneinander hatten, und hätten nicht ohne den anderen sein mögen, aber dennoch... Es kamen auch Augenblicke so wie gerade eben, in denen die Gedanken auf Wanderschaft gingen und Ereignisse, die schon lange zurücklagen, wieder ins Bewusstsein zurückholten. Manchmal geschah das einfach so, ohne erkennbaren Grund, manchmal aber war es auch eine Begegnung, ein Bild oder eine Geschichte, die

seine Fantasie befeuerten und alte Sehnsüchte und Wünsche wieder lebendig werden ließen. Und je älter er wurde, schien es ihm, desto öfter suchten ihn diese Tagträume heim. Aber er wehrte sich nicht gegen sie, ließ sich einfach so treiben und genoss die bunten Bilder und verwegen-sinnlich-romantischen Geschichten, die ihn mitnahmen auf eine abenteuerliche Reise. Es störte und verletzte ja niemanden, wenn er seine Fantasien blühen ließ, zumindest, wenn er sie in sich verschloss.

Nun aber war seine geistige Abwesenheit bemerkt worden: Sie hatte ihm eine Frage gestellt und keine Antwort erhalten. Manchmal hatte er gewisse Probleme mit dem Hören, bekam nicht mehr so alles mit, sei es aus Bequemlichkeit, weil er das Gesagte überhören wollte, sei es, weil er tatsächlich Schwierigkeiten hatte, zu verstehen. Aber als sie keine Antwort erhielt, bemerkte sie, dass er mit seinen Gedanken im Augenblick nicht hier bei ihr war, sondern weit, weit entfernt. Ihre Frage verhallte ungehört, aber ihr prüfender Blick berührte ihn und drang zu seinem Bewusstsein vor. Er blickte sie fragend an, doch leicht lächelnd meinte sie nur: „Einen Penny für deine Gedanken! Es ist nicht so wichtig, verzeih, wenn ich Deine Träume gestört habe. Du warst nur so weit von mir entfernt, vielleicht hat mich das ein wenig beunruhigt.“ Langsam fand er in die Wirklichkeit zurück. „Vergib mir, ich bin ein schlechter Gesprächspartner, aber ich habe gar nicht gemerkt, dass ich abschweifte... Was hattest du mich gefragt?“. Und das Gespräch beim gemeinsamen Mittagessen, auf das er sich jeden Tag von neuem freute, lief weiter, fast so, als wäre nichts gewesen. Aber der nachdenkliche Blick, mit

dem sie ihn vorsichtig ansah, als sie vermutete, er nähme es nicht wahr, entging ihm dennoch nicht.

Als er wieder für sich allein war, versuchte er sich vorsichtig dem zu nähern, was ihn noch vor kurzem eingefangen hatte und sich ihm nun unaufhaltsam zu entziehen schien. Er konnte nur noch Schemen und Umrisse erkennen; Formen und Inhalte begannen immer mehr zu verschwimmen und zu verblassen, als er sich bemühte, genauer hinzusehen und an das anzuknüpfen, was er vorhin so abrupt hatte abbrechen müssen. Er ahnte, nein, er wusste, dass es etwas sehr Schönes, Berührendes, aber auch irgendwie Traurig-machendes gewesen war, eine Erinnerung, wiedererweckte Vorstellungen oder unerfüllte Wünsche aus längst vergangenen Tagen, die in ihm für einen beglückend-schmerzenden Augenblick wieder lebendig geworden waren, Gedanken, die er besser nicht festhalten, sondern gehen lassen sollte.

Allein, er konnte nicht davon ablassen, seine Gedanken auf die Suche zu schicken, und er wurde fündig. Es war erst vor wenigen Tagen gewesen, eine ganz kurze, zufällige Begegnung mit einer jungen Frau, eher noch einem Mädchen, dass gerade dabei wahr, sich seiner erwachenden Weiblichkeit bewusst zu werden, wie ihm schien. Es war in der Stadt gewesen, in irgendeinem Kaufhaus, er trat durch eine der Schwingtüren und hielt sie, mehr unbewusst, so aus alter Gewohnheit, für die ihm nachfolgende Person auf. Er hörte ein freudiges „Dankeschön!“ einer jungen, weiblichen Stimme, drehte sich um, um die Quelle dieser Stimme in Augenschein zu nehmen, und blickte in ein lebendiges, einprägsames Gesicht mit großen braunen Augen, die ihn

fröhlich anstrahlten. Irritiert fragte er sich: „Meint die etwa mich?“, aber es war kein Zweifel möglich. Sein Herz machte einen Purzelbaum, so fühlte es sich jedenfalls für ihn an, und alles, was er entgegen konnte, war ein heiseres, etwas krächzendes „Gern geschehen!“. Er fühlte sich wie bei etwas Unerlaubtem, Ungehörigem ertappt und wusste sofort, dass es nicht von seinem Tun, vom freundlich-höflichen Türaufhalten herrührte, sondern von den Gedanken und Gefühlen, die ihn wie aus dem Nichts beim Anblick dieses frischen und freudigen Gesichtes überfielen, ja, heimsuchten. Er musste sich zusammenreißen und sich seiner selbst und seines Alters mitleidlos bewusstwerden, um sich nicht lächerlich zu machen, um nicht hilflos und verlegen wie ein Dreizehnjähriger herumzustammeln. Ganz tief in seinem Inneren aber fühlte er ein starkes Glücksgefühl darüber, dass er noch nicht tot und unempfindlich, sondern immer noch in der Lage war, das, was ihm begegnete, wahrzunehmen und empfindsam und leidenschaftlich darauf zu reagieren. In Gedanken sagte er – wem auch immer – „Danke!“ und ging froh und versöhnt weiter.

## *Der Schlüssel*

Brüderlein und Schwesterlein waren allein zu Haus. Die Eltern waren schon am frühen Morgen zur Arbeit aufs Feld gegangen. Es war ein mühseliges Arbeiten, denn sie hatten keinen Ochsen, der den schweren Pflug ziehen konnte, und so mussten sie sich selbst ins Geschirr stemmen und die Furchen ziehen, um die Saat in den Boden bringen zu können.

Die beiden Kinder, die noch zu klein waren, um auf dem Feld mitzuhelfen, mussten den Tag alleine zu Hause verbringen. Die Aufgaben, die ihnen die Eltern aufgetragen hatten, waren bald erledigt, und sie begannen, sich zu langweilen. Und da das Haus, in dem sie lebten, eher bescheiden als groß war, hatten sie auch schon bald alles ausgekundschaftet, was es dort zu entdecken gab. Ihre Eltern hatten sie ermahnt, sich nie weit von ihrem Zuhause zu entfernen, denn in jenen Tagen gab es noch wilde Tiere, die einer saftigen Mahlzeit nicht abgeneigt waren, und auch etliches Gesindel trieb sich in der Gegend herum, vor dem man besser Türen und Fenster fest verschließen sollte. Alles, was es in Haus und Scheune zu entdecken gab, hatten sie bereits in Augenschein genommen, alles bis auf ein Kellergewölbe, dass mit einem festen Schloss gesichert war. Die Neugierde, zu erfahren, was hinter der eichenen Tür vor ihnen verborgen gehalten wurde, ließ ihnen keine Ruhe. Überall suchten sie nach einem Schlüssel, der zu dem Schloss, das dieses Geheimnis hütete, passte, und eines Tages wurden sie fündig. Es war ein großer, gusseiserner Schlüssel, der sich - wenn auch mit einiger Anstrengung - in das

Schlüsselloch einführen ließ. Aber als sie versuchten, ihn im Schloss herum zu drehen, um die Tür zu öffnen, mühten sie sich vergeblich. Sie versuchten es wieder und wieder, vereinigten ihre Kräfte, aber der Schlüssel ließ sich nicht im Mindesten bewegen. Sie überlegten hin und her, was sie tun könnten, um herauszufinden, was sich im Kellergewölbe verbarg, aber vergebens. So beschlossen sie, die Eltern nicht mehr aus den Augen zu lassen, wenn sie wieder vom Felde zurückgekehrt wären. Aber auch das führte sie nicht weiter.

Wenn ihnen nicht irgendwann ein Zufall zur Hilfe kommen würde, müssten sie wohl warten, bis sie selbst groß und kräftig genug sein würden, um das Schloss aufzuschließen und die Türe zu öffnen, um nachzusehen, was sich Geheimnisvolles dahinter verbarg. Eines Tages würden sie erfahren, was die Eltern vor ihnen zu verbergen suchten. Sie waren sicher, sie würden das Rätsel lösen.

## *Sie*

Irgendwann und irgendwo war er ihr begegnet. Zeit und Ort hatte er vergessen, sie waren ohne Belang für ihn gewesen, allein ihre Gegenwart, ihr Anblick, ihr Duft, ihr liebevolles Lächeln, das allein ihm galt, waren in sein Gedächtnis eingebrannt.

Er war sich auch nicht sicher, ob diese Begegnung wirklich stattgefunden hatte, an einem realen Ort, zu einer realen Zeit, oder ob sie ihm im Traume begegnet war. Er hätte sie nicht mehr beschreiben können, aber er hatte ihre Gegenwart wie einen wärmenden Hauch empfunden, der ihn einhüllte, wie eine Daunendecke im Winter, erwärmend, aber nicht belastend, sondern federleicht. Aber er hätte sie ohne Frage wiedererkannt, wenn sie sich wiederbegegnet wären, so unendlich vertraut und nah war sie ihm gewesen, wie ein Mensch, den man schon ein Leben lang kennt, oder mit dem man in einem früheren Leben ganz eng verbunden gewesen war.

Er hätte nicht mehr sagen können, welche Farbe ihre Augen oder ihr Haar gehabt hatten, aber noch immer spürte er ihren Blick auf seinem Gesicht, so liebevoll, so vertraut.

Er sehnte sich nach ihr, immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihr, zu dieser Begegnung zurück, die nur kurz und wie im Vorübergehen geschehen war, in einem Augenblick vergangen, so wie zufällig.

Doch damit wollte er sich nicht zufriedengeben. Er wollte sie wiedersehen, wollte wieder diese Nähe, diese vorbehaltlose Vertrautheit ihres Blickes, ihre Gegenwart spüren, so wie beim ersten Mal.

Als er sich erneut zum Schlafen niederlegte und die Augen schloss, versuchte er sie sich in die Erinnerung zurückzurufen, sein Sehnen und seine Wünsche mit in den Schlaf, mit in den Traum hineinzunehmen, um sich zu stimulieren, seine Gefühle wirken zu lassen.

Doch als er am nächsten Morgen erwachte, fühlte er sich nur unendlich traurig und enttäuscht. Er wusste zwar nicht mehr zu beschreiben, was ihm im Traum alles begegnet war, denn die Bilder verblassten mehr und mehr im Licht des neuen Tages. Aber er wusste, er hatte sie nicht wiedergesehen, hatte ihre liebevolle Zuwendung nicht spüren können, hatte ihren Blick nicht auf seiner Haut gefühlt.

Die Sehnsucht blieb, brannte stärker in ihm als zuvor, wie eine Erinnerung aus frühester Kinderzeit oder auch noch davor, die uns nie verlässt, aber sich auch nie wiederholen lässt, allen Wünschen zum Trotz.

Doch damit wollte er sich nicht zufriedengeben, er würde nie aufgeben, würde immer wieder versuchen, ihr zu begegnen, ihrer Wärme und liebevollen Vertrautheit. Es schien ihm, als fühle er ihre Berührung, das sanfte Streicheln seiner Wange, voller Zärtlichkeit und Zuneigung. Er meinte, die körperliche Wärme und Samtheit ihrer Haut zu spüren, ihren Duft einzuatmen, lieblich und erregend. Sie würde ihn nie von sich wegstoßen, würde ihn liebevoll und dennoch fest an sich ziehen, ihn leidenschaftlich in sich aufnehmen, - auch wenn es nur im Traum geschah, auch wenn es nur ein Traum bleiben musste. Er schloss die Augen und ließ sich erneut tief in den Schlaf fallen, um sich wieder auf die Suche zu

machen nach ihrem Traumbild, ohne das er nicht mehr leben wollte, nicht mehr leben konnte.

Ein Leben lang hatte er sich nach dieser Wärme, nach dieser Zuneigung geseht und hatte sie doch nie finden können. Auch wenn er sie nur im Traume erleben dürfte, dann hätte er doch nicht vergeblich gelebt.

Doch er erwachte täglich von neuem, ohne sie wieder-gesehen zu haben, und mit jedem Mal wurde er trauriger und verzweifelter. Der Schlaf war einfach zu kurz, die Nacht zu schnell vergangen, vielleicht zu schnell, als dass sich der ersehnte Traum hätte einstellen können. Ganz bestimmt würde sie zu ihm zurückkommen, er war sich dessen ganz sicher. Die Zeit war einfach zu eng bemessen, er musste geduldiger sein, ihr mehr Zeit lassen, zu ihm zurückzufinden. Er musste dafür sorgen, dass dieser Schlaf nicht so rasch endete, er hatte doch alle Zeit der Welt. Er wollte nicht wieder erwachen, bevor er sie wiedergefunden hätte, bevor er ihr liebevolles Lächeln wieder auf seiner Haut spürte, und wenn es eine Ewigkeit dauern sollte. Gleich heute Abend würde er dafür sorgen.

Ein Zitat, das er einmal gehört hatte, ging ihm durch den Sinn: „Ich denke einen langen Schlaf zu tun, denn dieser letzten Tage Qual war groß.“

***Pizzeria mia***  
(*Beobachtungen*)

Bei „meinem“ Italiener: Ich bestelle, sehr zum Erstaunen des Kellners, keine „Maccheroni All‘ Arrabiata“ mit Parmesankäse zum Darüberstreuen (Nicht überbacken!) wie üblich, sondern zur Abwechslung einmal eine „Pizza Pazza“, die mir wirklich auch gut schmeckt. Zumindest hier, in „meiner“ Pizzeria!

Direkt vor mir am Rundtisch in der Ecke sitzen sich eine Frau und ein Mann mittleren Alters gegenüber, wohl ein länger liiertes Paar, vielleicht ein Ehepaar, schätze ich. Woraus ich das schließe? Beide sitzen schon einige Zeit wortlos da und tippen und wischen konzentriert, man könnte auch sagen: verbissen, auf ihren Handys herum. So ersparen sie sich erst einmal das persönliche Gespräch, geht mir durch den Kopf, denn sie wechseln dabei weder ein Wort miteinander, noch würdigen sie sich eines Blickes.

Doch dann stört die Bedienung *rücksichtslos* das traute Beisammensein, indem sie ihnen die bestellten Speisen serviert. „Ihm“, einem stabil, aber nicht übergewichtig wirkenden Mittevierziger, bringt sie eine üppig belegte, knusprig gebackene Pizza, über die er sich sofort voller Hingabe und zielorientiert hermacht. „Sie“ erhält eine dampfende, eindrucksvolle Portion Spaghetti mit Tomatensoße. Ein Basilikumstängel ergänzt dekorativ die italienischen Farben. Für sie ist der Zeitpunkt wohl unpassend, oder die Nudeln sind ihr noch zu heiß. Auf jeden Fall führt sie ihre Handy-Aktivitäten gelassen zu Ende, bevor sie sich danach ihrer Mahlzeit zuwendet. Zuerst

streut sie sich ausgiebig geriebenen Parmesankäse über ihre Nudelportion, bevor sie die ersten Spaghetti nach einer leichten Drehung der Gabel zum Munde führt. Zu meinem Erstaunen erlebe ich, dass die beiden nun ein Gespräch beginnen – jetzt beim Essen! Worüber mögen sie sich wohl austauschen? Vielleicht über die Ergebnisse ihrer Handyexkursionen oder aber über die Qualität der von ihnen ausgewählten Gerichte? Es könnte aber auch ein ganz anderer Gesprächsgegenstand sein, doch das werde ich nie erfahren, dafür ist der Lautstärkepegel im Augenblick ein wenig zu hoch, denn vor und hinter meinem Tisch finden ebenfalls angeregte Unterhaltungen statt. Der männliche Pizzaesser hat inzwischen sein kross gebackenes „Fladenbrot aus einfachem Hefeteig“ (so nachlesbar bei Wikipedia) samt Belag nahezu vertilgt, sein weibliches Gegenüber redet immer noch lebhaft auf ihn ein. Er dagegen hüllt sich mehr oder minder in Schweigen, antwortet mit kaum einem Wort und schluckt rasch noch die letzten Pizzahäppchen hinunter.

Die Nudeln dampfen inzwischen nicht mehr, meines Erachtens müssten sie inzwischen auf eine magenfreundliche Temperatur herabgekühlt sein. Doch nun fehlt ihr wiederum Parmesan auf den Nudeln, und so streut sie ein wenig geriebenen Käse nach. Der tiefe Pasta-Teller ist immer noch nahezu gefüllt, der Nudelberg ist lediglich ein wenig flacher geworden. „Er“ hat inzwischen aufgegessen und beginnt wieder auf seinem Handy zu daddeln, während sie eine Besinnungspause einlegt, um sich ausführlich und deutlich vernehmbar die Nase zu putzen. Könnte es sein, dass sie „Spaghetti All“

Arrabiata“ mit Knoblauch, Pfeffer und Peperoni gewählt hatte, die nun ihre Nasenschleimhäute heftig in Aufruhr versetzen?

Meine Beobachtung wird nachhaltig dadurch gestört, dass mir der Kellner ein Glas trockenen, aromatisch duftenden Rosé und die von mir bestellte „Pizza Pazza“ serviert, die mit Sardellen, Kapern, Käse, Tomatenstücken und grünen Peperoni appetitlich belegt ist. Also widme ich mich ihr voller Vergnügen.

Dabei kann mir aber dennoch nicht entgehen, dass „sie“ im Kampf mit der beeindruckenden Spaghetti-Portion bereits die Waffen gestreckt hat und ihm den ansehnlichen Rest überlässt. „Er“ macht sich sofort tapfer an die Arbeit und erledigt seine Aufgabe in kürzester Frist. Da von seiner Seite nicht der mindeste Protest erfolgte, gehe ich davon aus, dass dieses Procedere bereits seit längerer Zeit zwischen beiden eingeübt ist. „Sie“ kontrolliert währenddessen bereits wieder ihr Handy, denn es könnte ja sein, dass in der unvermeidbaren Zwangspause lebenswichtige Nachrichten aufgelaufen sind, die sie möglichst zeitnah erfassen muss.

Nachdem „er“ den zweiten Gang seiner Mittagsmahlzeit ohne erkennbare Schwierigkeiten bewältigt hat, ist „sie“ mit ihrer Bestandsaufnahme ebenfalls fertig und redet erneut temperamentvoll und gestenreich auf ihn ein. Auch dieses Mal sind die Gesprächsanteile ähnlich verteilt wie beim ersten Mal. Könnte es sein, dass auch hier Reden Silber und Schweigen Gold ist?

„Er“ bestellt sich abschließend noch einen Cappuccino und die gemeinsame Rechnung, während „sie“ gleichmütig das inzwischen wohl erkaltete vierte Fünftel aus

ihrem Teeglas schlürft. Nach dem Bezahlen und einigen unverbindlichen Freundlichkeiten gegenüber der Bedienung stehen sie beide auf, um sich zum Gehen anzuziehen. Dabei stelle ich fest, dass mein erster Eindruck nicht getrogen hat: Er ist ein gestandener Mann in den besten Jahren, sie eine eher zierliche, um nicht zu sagen hagere Frau, die mit einem bisschen mehr auf den Rippen möglicherweise zufriedener wirken würde. Der scharfe Zug um den Mund spricht gleichfalls für sich. Aber mit den paar Häppchen zu Mittag kann das ja nichts werden...

## *Der Kugelschreiber*

Tief in Gedanken versunken ging er den Waldweg entlang, die Augen zu Boden gesenkt, und dennoch nahm er nur unbewusst die Wurzeln und anderen Unebenheiten des Weges wahr. Er ging schon ein wenig gebeugt, er war kein junger Mann mehr, sein Haar war bereits voll ergraut und ein wenig gelichtet. Ein Blick in sein Gesicht zeigte, dass er nachdenklich und zugleich ein wenig traurig den Weg entlangschritt. Ein fröhlicher Mensch hätte sich wohl gerader und straffer gehalten, und sein Schritt wäre fester und ausgreifender gewesen. Der Mann sann wiederum darüber nach, was wohl der Grund dafür sein könnte, dass ihm seit vielen Wochen keine neuen Geschichten mehr eingefallen waren, die er niederschreiben und anderen Menschen vorlesen könnte. Oh, es hatte auch andere Zeiten gegeben, in denen ihm die Ideen nur so zuströmten, und er Mühe hatte, sie auf dem Papier festzuhalten, bevor sie ihm wieder entglitten.

So manches Mal war es ihm fast zur Last geworden, hatte ihn erschöpft und immer wieder von neuem gefordert, so dass er sich im Geheimen wünschte, sie würden ihn einmal verschonen, ihn nicht so bedrängen. Aber es war ihm auch nicht recht, dass ihn nun gar keine bunten Bilder mehr heimsuchten. Es war wie abgeschnitten: Wie sehr er auch in sich hineinhorchte, er konnte keinen Gedanken, keine Geschichte hören, nicht einmal errahnen. Er merkte, wie traurig ihn dies machte. Er hatte das Gefühl, dass ihn die bunten Bilder mieden. Vielleicht nahmen sie ihm übel, dass er sich beklagt hatte, weil sie

ihn nicht zur Ruhe hatten kommen lassen? Nun hatte er zwar seine Ruhe, aber glücklich war er nicht darüber.

Fast hätte er es übersehen und wäre weitergeschritten, aber vor ihm, halb von Laub verdeckt, blinkte und glitzerte etwas so aufdringlich im Sonnenstrahl, der durch die Bäume fiel, dass er sich bückte, das längliche Ding aufhob und sich aufmerksam ansah. Es war ein Kugelschreiber, aber keiner von der vornehm-schlanken Sorte in schlichtem Schwarz, sondern ein kitschig-bunter Farbkugelschreiber von etwas breiterer Taille mit einer prächtigen Krone am oberen Ende. Diesen Schund hätte er sich nie gekauft und in solche Krims-Krams-Läden, wo es die zu kaufen gab, nie seinen Fuß gesetzt! Schon wollte er das potthässliche Ding in hohem Bogen wieder fortwerfen, doch irgendetwas hielt ihn davon ab. Er steckte den Schmuckkugelschreiber in die rechte Jackentasche, und im gleichen Augenblick dachte er schon nicht mehr an ihn. Nach dem Heimkommen leerte er wie immer seine Taschen und legte den Kugelschreiber auf seinen Schreibtisch, um ihn dann zunächst zu vergessen.

Als er sich am Nachmittag dort hinsetzte, nahm er sein glitzerndes Fundstück gedankenverloren in die Hände, drehte es hin und her und, ohne dass er es recht bemerkte, begann er ein leeres, weißes Blatt Papier mit Buchstaben, Wörtern und Sätzen zu füllen. Fast wie unter Zwang schrieb er weiter und weiter, so lange, bis der Stift in seiner Hand zur Ruhe kam. Als er las, was er niedergeschrieben hatte, fand er eine nachdenklich-humorvolle Geschichte vor, unverkennbar in seinem Stil geschrieben, mit einem richtigen Anfang und Ende und

einer in sich schlüssigen Handlung dazwischen und so gelungen, dass er kaum noch etwas verändern musste. Überrascht und beglückt las er alles noch einmal durch, dann legte er sich ein wenig erschöpft aber zufrieden auf die Couch im Wohnzimmer, um einen Augenblick auszuspannen. Ehe er sich versah, fiel er in einen tiefen, traumlosen Schlaf, aus dem er erst nach einer Stunde erholt erwachte.

Als wären ihm im Schläfe die Ideen nur so zugewachsen, setzte er sich erneut hin und begann, eine andere Geschichte zu Papier zu bringen. Wie selbstverständlich griff er nach seinem glitzernden Kugelschreiber. Ja, in Gedanken nannte er ihn „mein“ Kuli, so vertraut war er ihm schon geworden.

Der zuerst geschriebenen Humoreske folgten nun ein versponnenes Märchen, dann eine geheimnisvolle Geschichte, danach ein Essay und so ging es immer weiter und weiter. Der Schreibende kam kaum zum Verschnaufen, immer neue Ideen stiegen in ihm auf und drängten danach, von ihm zu Geschichten ausgeformt zu werden. Und ganz selbstverständlich griff er immer wieder zu dem glitzernden Schmuckkugelschreiber. Wie magisch angezogen fasste er ihn und schrieb und schrieb, bis die Geschichte zu Ende erzählt war. Bereits nach kurzer Atempause drängte es ihn erneut zum Schreiben, immer wieder und wieder wie in einem Rausch. Er war froh und glücklich, aber zunehmend wurde er auch erschöpfter, blasser und schmäler. Eines Tages versagte der Kugelschreiber seinen Dienst, die Mine war wohl leer. Er wollte sie durch eine neue, volle ersetzen, um weiterschreiben zu können, aber das

Schreibgerät ließ sich nicht öffnen, die Mine nicht austauschen. Er nahm einen anderen Kugelschreiber zur Hand, einen schwarz-schlichten wie früher, aber die Gedanken blieben aus, ihm wollte partout nichts Neues einfallen!

Am Nachmittag zog er sich zum Spaziergang an und steckte den glitzernden Schmuckkugelschreiber in die Jackentasche. Als er im Wald zu der Stelle kam, wo er ihn seinerzeit gefunden hatte, legte er ihn auf den Waldboden, bedeckte ihn vorsichtig mit Laub, sagte noch einmal leise „Danke!“ und ging nachdenklich weiter.

## *Der Alte*

Ganz ruhig und gelassen verdämmt der Tag. Das Grau der Regenwolken dunkelt nach an den Rändern. Büsche, Bäume und Häuser, über denen sich die Gipfel des nahen Waldes erahnen lassen, engen den Blick aus dem Fenster ein. Dann verwischen auch ihre Umrisse, vermischen sich mit dem Dunkel.

Ganz ruhig, wie seit Stunden schon, sitzt der Alte in seinem Sessel am Fenster, schaut geduldig und ein wenig traurig hinaus, und von Zeit zu Zeit fallen ihm die müden Augen zu. Ein kurzer Blick auf die alte Radio-Uhr zeigt ihm quälend deutlich, wie langsam die Zeit dahinschleicht, wenn man auf niemanden wartet, auf keinen Besuch, auf kein Telefonat, nur darauf, dass die Zeit vergeht, die Uhrzeiger sich weiterbewegen, der Tag sich wieder verdunkelt, und die lange Dunkelheit der Nacht erneut einem Morgen weicht.

Dann weiß er, diese Nacht war noch nicht für ihn bestimmt, war noch nicht seine Nacht, die Nacht, in der er endlich wieder gehen darf.

Von neuem beginnt ein schier nicht enden wollender Tag des Wartens.

## *Ach, wie gut, dass niemand weiß*

..., dass ich Rumpelstilzchen heiß! freut sich das geheimnisvolle Männlein in einem Märchen der Gebrüder Grimm, das ich seit frühen Kindertagen kenne. Ich heiße natürlich nicht Rumpelstilzchen und bin auch gar nicht so froh darüber, dass niemand weiß, wie ich heiße. Seit nahezu sechzig Jahren schreibe ich Gedichte, und vor siebzehn Jahren begann ich auf Anregung eines älteren Herren, der mit Gedichten nicht so recht was am Hut hatte, kurze Geschichten aller möglichster Art zu verfassen, Glossen, Märchen, Krimis, autobiographische Texte und anderes mehr. Aber ich finde, dass mein Oeuvre nicht die Verbreitung und Anerkennung findet, die ihm angemessen wäre. Hin und wieder stelle ich Auswahlbnde zusammen, die ich im Eigenverlag in Auflagen von maximal 30 Stück herausgebe und dann meist an Interessierte und Familienangehörige verschenke. Ich habe es mal kommerziell versucht, doch der Verkauf ging nur schleppend, zutiefst enttäuschend! Wie es scheint, ist die Welt noch nicht reif für meine Werke.

Vielleicht liegt es aber auch daran, dass mein Name nicht so bekannt ist, wie er aus Geschftsgrnden sein könnte und müsste. Als einen ersten Schritt auf dem Wege zum Erfolg habe ich meinen Taufnamen „Karl-Friedrich Eberhard Rose“ schon ein wenig gekürzt auf „Karlfried Rose“, „Karlfried“ wie seinerzeit „Karlfried Graf Drckheim“. Nicht ganz ohne eine gewisse Berechtigung, denn mein lieber, stolzer Papa wollte den Namen seines ersten Sohnes beim Standesamt gerne als

„Karlfried“ eintragen lassen, doch das wurde ihm von dem dortigen Hoheitsträger preußisch kurzangebunden verwehrt: Den Namen gäbe es nicht im Register der amtlich zugelassenen arischen Vornamen! Und so hieß ich amtlicherseits von da an: (siehe oben!), aber in der Familie scherte man sich nicht darum, und dort hieß ich „Karlfried“ – wie der gleichnamige, aber Sie wissen ja schon! -, zumindest nachdem das schmeichelnde, liebevolle „Bubi“ altersmäßig nicht mehr ganz angemessen war.

Aber auch dieser „Künstlernamen“ brachte mir nicht den gewünschten Erfolg bei den potenziellen Lesern und Bewunderern meiner Schriften. Also überlege ich nun angestrengt, wie ich den Autorennamen gestalten könnte, damit er sich besser verbreitet.

Bei meinen Forschungen stieß ich auf drei weitere Möglichkeiten, wie der Name publikumswirksam verändert werden könnte. Eine Möglichkeit, die mir aber etwas zu exotisch zu sein scheint, mich daher nicht so recht begeistert, wäre, einen möglichst ausgefallenen Fantasienamen zu wählen, der die Menschen zum Herumrätseln bringt: Wer könnte sich denn hinter diesem Aliasnamen verstecken? Was hat es auf sich mit dem Namen, was soll er bedeuten, welche geheimnisvolle Botschaft will er verbreiten? Aber das wäre nichts rechtes für mich, obgleich... Ein Politiker aus Lübeck, der seinen Namen von Herbert Ernst Karl Frahm in Willy Brandt änderte, erhielt später sogar den Nobelpreis. Dagegen ist ein anderer Politiker aus Georgien mit dem Namen Iosseb Vessarionowitsch Dschugaschwili, eher unter seinem

Kampfnamen Stalin, „der Stählerne“, bekannt, kein so leuchtendes Beispiel. Nein, dann lieber doch nicht!

Eine weitere Möglichkeit wäre, unbeliebte, umständliche oder veraltete Vornamen ganz einfach mit einem Großbuchstaben samt Punkt dahinter, besser noch wären zwei geheimnisvolle Großbuchstaben samt Punkt dahinter, abzukürzen und vor den Familiennamen zu stellen: Der deutsche Schauspieler Otto Eduard Hasse nannte sich ab 1939, als er ein Engagement in Prag annahm, einprägsam nur noch O. E. Hasse und wurde unter diesem Namen noch bekannter. „K. F. E. Rose“ klingt schon interessanter, nicht wahr, das sind sogar drei geheimnisumwitterte Vornamenskürzel. Wenn ich dagegen meine Kose- und Spitznamen wählte, hieße das dann „B. O. Rose“. Vielleicht wäre das noch geheimnis- und wirkungsvoller, nicht wahr? Aber dann müsste ich eines Tages vielleicht verraten, was sich hinter dem „O.“ verbirgt, also lasse ich es wohl lieber.

Eine dritte Möglichkeit dachte sich der Schriftsteller (aha!) Kurt Wilhelm Marek aus: Zum ersten kürzte auch er seine Vornamen vornehm ab, das heißt, aus dem „Kurt“ wurde kein gewöhnliches „K.“, sondern ein edleres „C.“, und dann wandelte er seinen Namen zu einem Anonym, d. h. er drehte ihn einfach um und nannte sich von nun an „C. W. Ceram“, angeblich um sich von seinen früheren Werken abzusetzen...

Langer Rede kurzer Sinn: „K. F. Esor“, wäre das nicht ein toller Künstlernamen, der sich in Windeseile über den Globus verbreiten könnte? Ich sehe schon, wie mir die Verlage meine neuen Werke aus den Händen reißen und die Auflagen in ungeahnte Höhen schnellen.

Aber träumen werde ich doch wohl noch dürfen, oder?

Zusatz: Als meine liebe Frau, die als Haus- und Hofkritikerin alle meine neuentstandenen Gedichte und Geschichten als erste liest, diesen Text studiert hatte, fiel ihr noch eine weitere Namenvariation ein: ein Anagramm. Hierbei verändert man die Buchstaben oder Silben in beliebiger Reihenfolge. Ein Anagramm des Familienamens „Rose“ wäre z. B. „Eros“, zwar kein deutsches, sondern ein griechisches Wort.  
Aber welche Bedeutung, welche Bedeutung!!!

## *Und dann ist er im Arsch*

Ganze sieben Jahre ist der Laptop meiner Frau nun alt. Sieben Jahre sind doch kein Alter, sage ich, sieben Jahre ist doch fast noch neu. Aber da bekomme ich vielleicht was zu hören: Ständig gebe es Probleme mit dem Gerät, er brauche ewig, bis er einsatzbereit sei, sich also „hochgefahren“ habe, sie habe auch schon wiederholt erlebt, dass er sich „aufgehängt“ habe, und so weiter und so fort. Langer Rede kurzer Sinn: Ein neuer Laptop muss her für die vielen verschiedenen Aufgaben, die sie zu bewältigen habe, der alte sei einfach nicht mehr fit genug. Und was wäre, wenn er seinen Geist ganz aufgäbe und die Daten, die auf ihm gespeichert seien, verloren gingen? Das wäre eine Katastrophe! Und so bereitet meine liebe Frau mich möglichst schonend, aber wirksam auf die neueste Geldausgabe vor, die unvermeidbar scheint.

Und natürlich sucht sie im Internet und in den Reklamesendungen der Warenhäuser nach entsprechenden Angeboten und vergleicht Preise und angepriesene Eigenschaften. Das geht dann von ca. 450,00 Euro bis ca. 1000,00 Euro, und es gäbe sogar einige, die in 12 bis 24 Raten zu 0%-Zins abgestottert werden könnten. Da würde man monatlich fast gar nichts merken...

Letzten Dienstag machten wir auf dem Wege von einer Chorprobe nach Hause einen ganz kleinen Abstecher zur Metro, um eine neue Papierschneidemaschine für heimische Bürozwicke zu besorgen. Die alte, die ich schon viele Jahre sorgsam behandelt, genutzt und gepflegt hatte, hatte meine liebe Frau jetzt doch endgültig

hingekriegt. Und nun wurde eine neue gebraucht, na ja... Ich musste im Gebäude noch einen kleinen Abstecher an einen „bedürftigen“ Ort machen und suchte dann meine Frau in der Abteilung für Büromaterial. Ich fand sie auch sogleich, ohne viel suchen zu müssen, aber nicht bei den Papierschneidemaschinen, sondern, raten Sie mal, ja, bei den Laptops in einem lebhaften Fachgespräch mit einem Angestellten dort. Der konnte seiner Verwunderung darüber, dass der alte Apparat meiner Frau schon sieben Jahre auf dem Buckel hätte, nicht genug Ausdruck geben: „Das ist ja schon steinalt für einen Rechner, meistens gehen die ja schon viel früher in ’n Arsch. Und erst die Akkus, die sind dann meistens schon lange hin, da gibt’s dann die ersten Probleme. Aber dann sind sie endgültig im Arsch. Und beim Betrieb durch die Hitze und so, da saugen die natürlich auch ständig Staub ins Gehäuse, die können ja gar nicht ganz dicht sein, geht ja gar nicht, wegen der Lüftung und so. Und dann sind sie eines Tages, und meist schon viel früher im Arsch!“ Ich lauschte den fachlichen Ausführungen des jungen Mannes ein wenig verwundert, kenne ich doch eine Reihe subtilerer Ausdrücke, die den gleichen Tatbestand schildern könnten wie zum Beispiel: den Geist aufgeben, streiken, ihr Leben aushauchen, hin sein, nicht mehr funktionieren, kaputt sein, am Ende sein und und und... Aber das schien wohl sein temporäres Lieblingswort zu sein, das mit dem „im Arsch sein“, meine ich. Es war doch erschütternd für mich zu hören, wie wenig Ausdrucksmöglichkeiten diesem jungen, strebsamen Kundenberater zur Verfügung standen! Wieder einmal ein trauriges Beispiel dafür, wie unser

heimisches Schulwesen peinlichst versagt hatte. Gewiss war auch dort der notwendige Heimatsprachenunterricht wegen permanentem Lehrermangel zu kurz gekommen, traurig, wirklich traurig! Aber eines muss man dem jungen Mann lassen, er war wirklich freundlich gemüht, meine liebe Frau über die verschiedenen Vor- und Nachteile der angebotenen Laptops aufzuklären, insbesondere hinsichtlich des sich unaufhaltsam nähernden Feierabends.

Bei den Papierschneidemaschinen haben wir uns übrigens für eine Hebelschneidemaschine mit einer gebogenen Schneide entschieden, die einen ziehenden Schnitt, d.h. einen sauberen und weniger kraftaufwendigeren Schnitt ermöglicht, wie meine liebe Frau zu Hause denn sogleich feststellen konnte. Ich habe übrigens darauf geachtet, dass wir eine stabile Vorrichtung und nicht so ein Klapperding erwarben, wie sie dort auch ein wenig billiger angeboten wurden. Die Hebelpapierschneidemaschine soll ja ein bisschen länger halten und nicht gleich wieder in 'n Arsch gehen, nicht wahr?

### *Zu früh oder zu spät?*

Mitte 1965. Ein junger Mann, Anfang 20, in Bundeswehruniform, fährt nach kurzem Heimaturlaub wieder zurück zu seinem gegenwärtigen Standort in Süddeutschland. Der Koffer mit frischgewaschener Wäsche liegt oben im Gepäcknetz des Mehrpersonenabteils 3. Klasse des D-Zugs. Er fährt in Uniform, da er seine neue Dienstkleidung gerne präsentiert und mit einem Gratisfahrchein als Bundeswehr-Angehöriger reist. Er fühlt sich respektiert, kein Mensch kommt damals auf den Gedanken, ihn wegen seiner Uniform anzupöbeln.

Beim letzten Halt ist ein junger Mann etwa gleichen Alters in Zivil zugestiegen. Noch haben sie das Abteil ganz für sich und unterhalten sich lebhaft. Dabei berichtet der Zugestiegene, dass er auf dem Wege zu einem Studium ist, das in wenigen Tagen beginnt. Er wird etwa auf halber Strecke an seinem Zielort den Zug wieder verlassen. Nach einer halben Stunde Fahrt wird die angeregte Unterhaltung unterbrochen: Eine attraktive, junge Frau steigt zu ihnen ins Abteil, sie helfen ihr beim Einsteigen, heben ihre beiden Koffer in den Zug und wuchten sie ins Gepäcknetz. Die Unterhaltung ist erst einmal unterbrochen, lebt bald jedoch – zu dritt – wieder auf. Die drei jungen Leute haben sich viel zu erzählen, scheinen sich nicht unsympathisch zu sein, doch bald ist eine leichte, knisternde Spannung im Abteil zu spüren. Die beiden jungen Männer versuchen, sich vor der jungen Dame in möglichst gutem Licht zu zeigen, kehren ihre besten Seiten heraus und dann, ja dann, beginnt ein Werben um die Gunst des Weibchens, wie es die Natur

uns tagtäglich in eindringlicher Art und Weise vorlebt. Der Angeboteten scheint diese Prozedur gar nicht unangenehm zu sein, sie lächelt zutraulich, ja liebevoll in beide Richtungen und hält die Bemühungen der jungen Kampfhähne in der Schwebelage und unter Kontrolle. Als der eine von beiden, der Natur gehorchend, kurz das Abteil verlassen muss, ist er schon nach kurzer Zeit wieder zurück. Hat er etwa befürchtet, in der Zwischenzeit etwas von seinem Renommee einbüßen zu müssen, gemutmaßt, sein Kontrahent könnte währenddessen irgendwelche Erfolge erzielen? Ein Streicheln hier, ein Küsschen dort....? Aber ehe sich etwas näheres hätte entwickeln können, waren sie ja schon wieder zu dritt. Dann endlich, nach weiteren anderthalb Stunden, hat das Schicksal ein Einsehen: Der andere junge Mann hat seinen Studienort erreicht, muss sich – schweren Herzens – verabschieden und dem Uniformträger das Feld überlassen. Der Angriff wurde siegreich abgewehrt, die Bataille erfolgreich geschlagen, doch noch ist der Krieg nicht gewonnen. Die junge Dame zeigt sich nun ein wenig vertrauter und schmusiger, aber sie verliert nicht den Kopf und hält den stürmischen, jungen Galan liebevoll, aber bestimmt auf Distanz. Man muss bedenken, das ist das erste Kennenlernen, das Leben ist ja noch lang, und der junge Soldat hat mal gerade seine Grundausbildung hinter sich. Ja, wenn er schon Leutnant wäre oder so, aber so ganz am Anfang....

Der D-Zug hat inzwischen 25 Minuten Verspätung, wie der Lautsprecher an der Abteildecke verkündet. Die junge Dame wird zunehmend unruhig, denn der Ort, an dem sie diesen Zug verlassen muss, ist nicht ihr

Zielpunkt, sondern nur der Umsteigebahnhof. Sie muss unbedingt den Anschlusszug erreichen, der nächste fährt erst Stunden später.

Die liebevollen Annäherungen bzw. Versuche gestalten sich nun ein wenig schwieriger, da die junge Dame nicht mehr konzentriert bei der Sache ist. Ständig lenkt der Blick zur Armbanduhr von den wirklich wichtigen Vorgängen im Abteil ab, die Sache scheint vollends zu scheitern. Der junge Soldat ist bestrebt, seine bisher erreichten Pluspunkte zu erhalten, besser noch: sie auszubauen, vielleicht ein weiteres Treffen zu vereinbaren. Man könnte sich vielleicht erst einmal schreiben, später sähe man weiter... Aber die junge Dame sieht nicht weiter als bis zu ihrer Armbanduhr, und sie bittet den jungen Mann, die beiden Koffer wieder aus der Gepäckablage nach unten zu wuchten, denn wenn der Zug, der verspätete Zug, dann endlich mal hält, wird die Zeit knapp werden...

Bereits 20 Minuten nach der geplanten Ankunftszeit läuft der D-Zug in den Bahnhof ein und hält mit einem kräftigen Ruck. Sie reißt die Abteiltür auf, und hastig reicht er ihr die beiden Koffer nach unten auf den Bahnsteig. Ein kurzes Winken von beiden, und sie sucht wohl nach einem Hinweis, wo denn der Anschlusszug nun abfahren soll. Hoffentlich muss sie nicht noch auf einen anderen Bahnsteig wechseln....

Bald darauf setzt der Zug sich wieder in Bewegung, er hat ja immer noch Verspätung. Der Reisende wirft einen letzten Blick auf die hübsche, junge Frau, bei der er leider nicht landen konnte, und die immer noch nach den notwendigen Informationen sucht.

Die Menschen und der Bahnsteig, sie gleiten an dem abfahrenden Zug vorbei und bleiben zurück.

Ein letztes Schild noch auf dem Bahnsteig: „Hauptbahnhof ...“, doch der Name, der dann folgt, den er dort liest, ist nicht der, von dem die junge Frau sprach, denn der folgt erst fünf Minuten später...